

Der Aufstieg

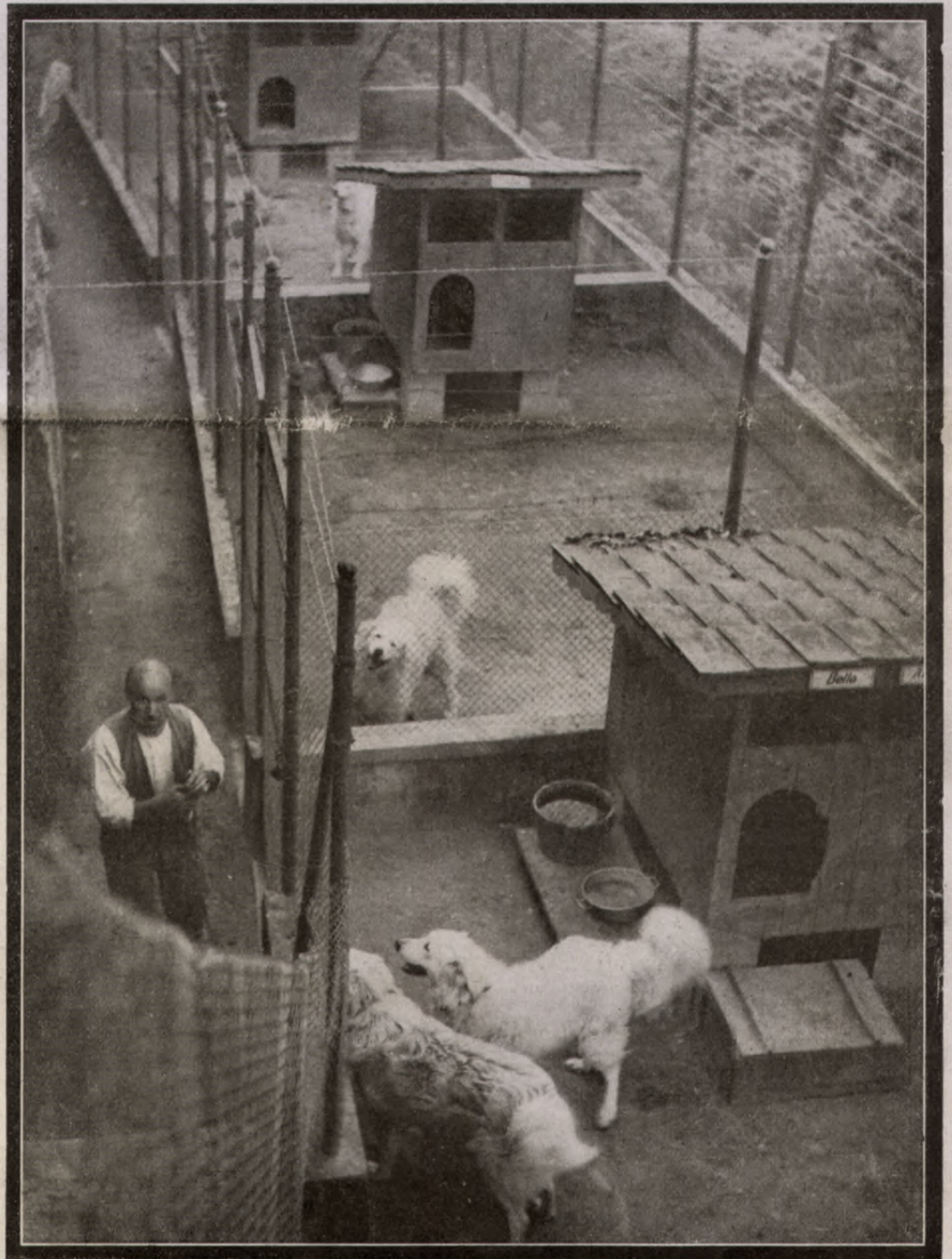
Illustrierte Familienzeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes

Erscheint wöchentlich

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner — Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern

Abonnementspreis: Ohne Versicherung durch die Post vierteljährlich Fr. 3.—, mit Versicherung Grundpreis 50 Rp. pro Heft. Postcheck III 525
 Inseratenannahme: Unionsdruckerei Bern, Monbijoustr. 61, Telefon 23.441. Annoncen 20 Cts., Reklamen 70 Cts. die einspaltige Millimeterzeile

Achtung, Vorsicht
 bei Fluchtversuch



Längere Zeit war der jetzige Direktor der Strafanstalt Thorberg Gutsverwalter auf einem grossen rumänischen Gute. Von dort hat er einige ungarische Hirtenhunde (Rasse Kowacz) mitgebracht, die wegen ihrer absoluten Unbestechlichkeit in Thorberg wertvolle Dienste leisten.

Die Überraschung..

gibt's diesmal, weil wir

DIE ZIEHUNG

im letzten Moment — dafür aber in absolut definitiver Weise — ansetzen werden!

Wenn Sie also Ihrer Sache sicher sein wollen — wenn Sie also am vielleicht grössten Glückstag Ihres Lebens nicht vorbeigehen wollen, dann entschliessen Sie sich noch heute, denn später ist oft zu spät!

1 Los Fr. 10.—, eine 10-Los-Serie, mit sicherem Treffer, Fr. 100.— plus 40 Rp. Porto auf Postcheck III 10026
Adresse: Seva-Lotterie, Bern

SEVA 5

DIE GROSSE VOLKSTÜMLICHE LOTTERIE!



WORINGER



Am roten Band zu erkennen ist Mettler's garantiert fabrik-gelagerte Waschseife. Besonders ausgiebig. Allfälliger Bezugsquellennachweis durch die Seifenfabrik Rütli A.-G. in Rütli (Zürich).



WENGER & HUG A.G. GÜMLIGEN u. KRIENS



Wir empfehlen für den Winter

Disch's Bärenreck-Caramels Disch's Lebenswecker

Die wegen ihrer hervorragend mildernenden Eigenschaft heute überall verlangten Hustenbonbons
J. Disch, Söhne, Othmarsingen (Aarg.)

Ueberkleider

Starker Zwilch. Beste Verarbeitung. Nähte überall verstärkt, Lyoner genietet oder gestreift zu Fr. 7.80 franko mit viel Flickstoff. Zu jed. Kleid ein Geschenk.

Ueberkleiderfabrik F. BÜHLER
Schöffland 9

Teigwarenfabrik

Hunziger A.-G.

Basel

Männer

beachten bei Schwächezuständen und Funktionsstörungen der Sexualnerven die von einem erfahrenen Spezialarzt herausgegebene Schrift über Verhütung u. Heilung solcher Leiden. Für Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana, Herisau 456.

BIELMANN

Baselstr. 12 Luzern Pilatusstr. 4

Haus- und Küchengeräte

Eisenwaren - Beschläge - Werkzeuge
5 % Rabattmarken — Gegründet 1829

Sie kaufen stets vorteilhaft in unseren Spezialabteilungen:

Strümpfe — Handschuhe — Mercerie — Parfümerie — Lederwaren — Bijouterie — Schirme — Berufskleider — Herrenartikel — Damenwäsche — Tisch-, Bett- und Protierwäsche — Baby-Artikel — Corsets — Schürzen — Bade-Artikel — Taschentücher — Pullover — Handarbeiten — Papeterie

Damen-Konfektion und Mode.

Stoffe — Teppiche — Gardinen — Hausschuhe — Wolle — Wolldecken

Haushalt-Artikel
Spielwaren — Confiserie

Telephon Brugg 41.846

KAUFHAUS ZUM RÖSSLIG BRUGG



Der Aufstieg

Illustrierte Familienzeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes

Erscheint wöchentlich

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Berner — Herausgegeben von der Unionsdruckerei Bern

Der Koffer der Großmutter

Kriminalroman von Leo Kipfer

(Nachdruck verboten)

1

1.

Wenn man in das Zimmer eintrat, konnte man im Halbdunkel zunächst kaum die einzelnen Möbel unterscheiden. Dann gewöhnte sich das Auge an den Unterschied zu draußen.

Mit leisen Schritten ging Ben Kitchin auf die stark verhängte Lichtquelle zu, eine Stehlampe dicht beim Fenster. Dort mußte wohl auch der Bewohner dieses Raumes zu finden sein, zu dem man ihn plötzlich gerufen hatte. Das heißt, in Wirklichkeit hatte der Anruf John Stuart M. Stephenson gegolten, doch der bekannte Detektiv war nicht in der Stadt, und so mußte sein Gehülfe den Auftrag entgegennehmen, den letzten Worten eines Sterbenden zu lauschen.

Kein menschliches Wesen schien sich in dem riesigen Hause sonst zu befinden als die zwei Männer. „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff“, hatte Ben Kitchin vor sich hingemurmelt, als er das Vestibül betrat.

Jetzt saß er dem Manne gegenüber, der jahrzehntelang eine beherrschende Stellung in der öffentlichen Meinung des Landes eingenommen hatte. Von Lord Lister konnte man kaum noch behaupten, daß er saß, er lag auch nicht: er hing in dem tiefen Lehnstuhl, und Ben wunderte sich, wie es kam, daß der Lord nicht glatt auf den Boden rutschte. Dann sah er die schmalen Lederriemen, die unter den Armen des kranken Mannes durchgezogen waren und die ihn in einer halb aufrechten Stellung hielten. Zu den stadtbekanntem Eigenheiten des Lords gehörte es, daß er nie in einem Bette schlief. Er hatte Angst vor diesem alten, ehrwürdigen Gebrauchsmöbel, er fürchtete immer, im Bett einmal ganz plötzlich zu sterben, er konnte die Hilflosigkeit eines ausgezogenen Menschen nicht ausstehen — er wollte in jeder Minute bereit sein, eingreifen, handeln zu können. Auch jetzt, in seiner letzten Krankheit, hatte ihn weder der Zuspruch der Ärzte noch andere Einwirkungen dazu bewegen können, das Bett aufzusuchen. Zu den Eigenheiten des großen Hauses, das der Lord bewohnte, gehörte es übrigens, daß es hier keine Betten gab.

Ein plötzlicher Tod war im Lebensplan des Lords nicht vorgesehen. Seit zwanzig Jahren war jedes einzelne Wort dieses letzten Gesprächs genau überlegt, das er nun mit Ben Kitchin führte. Das letzte Wort eines Sterbenden, scheinbar aus dem Drange des Herzens heraus geboren, sich zu entlasten, wieder gut zu machen, war in Wirklichkeit ein raffiniert aufgebautes Advokatenkunstwerk, in dem jeder Satz eine Falle oder einen Triumph enthielt.

Dem das nannte Lord Lister den Tod besiegen, daß er den Lebenden noch weiter seinen Willen aufzwang. Der Detektiv sollte das erste Werkzeug dazu sein.

2.

„Die Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzähle“, sagte der Lord mit schwacher, aber deutlicher Stimme, „liegt um bald vierzig Jahre zurück. Damals fing es an.

Als junger Offizier hatte ich mich freiwillig zu den Kämpfen um Transvaal gemeldet und stand mit meinem Regiment im Kampfe gegen die Buren. In den Listen der hochwohlblöblichen Lords war der Name meiner Familie damals noch nicht zu finden; zu Ihrer Orientierung füge ich bei, daß ich erst im Verlaufe der Verfassungstreitigkeiten wenige Jahre vor dem ersten Weltkriege zu Titel und Würden aufgestiegen bin.

Ueber meinen früheren Namen und meine Herkunft sagen Ihnen die Dokumente auf dem Schreibtisch alles Nötige.

In einem Gefecht wurde ich verwundet und kam ins Lazarett. Dort lernte ich eine Krankenschwester kennen; sie war noch sehr jung und sehr hübsch, und wir beschloßen, zu heiraten. Sie war keine Engländerin, ihre Eltern stammten aus der Schweiz, sie selbst war in Südafrika aufgewachsen.

Kaum war ich wieder hergestellt, so wurde ich wieder zur Truppe berufen. Die vierzehn Tage Urlaub, die ich zur Erledigung der Formalitäten für die Heirat beantragt hatte, wurden nicht gewährt. Am Abend vor meiner Abreise ließen wir uns in der Kapelle des Lazarettes von einem jungen Manne, der sich mir als Hilfspfarrer vorgestellt hatte, trauen. Da ich ins Feld ging, ließ ich alle auf die Trauung bezüglichen Papiere bei meiner jungen Frau zurück. Wir hatten ausgemacht, daß wir nach Beendigung des Feldzuges gemeinsam nach London gehen wollten.

Ich habe meine junge Frau nie wieder gesehen. Ich habe auch nie wieder etwas von ihr gehört, trotz allen Nachforschungen.

Nach meiner Erhebung in den ehrenwerten Stand der hochwohlblöblichen Lords heiratete ich eine Dame aus den höchsten Kreisen der Aristokratie. Vielleicht ist es Ihnen bekannt, daß meine Frau vor einigen Jahren gestorben ist.

Wir haben einen Sohn, der studiert zur Zeit in Cambridge. Alle Welt glaubt, daß er mein Nachfolger an der Spitze des großen Zeitungsunternehmens und mein Gesamterbe sein wird. Das ist ein großer Irrtum: er ist es nur dann, wenn meine erste Frau zur Zeit meiner zweiten Heirat gestorben war und wenn aus meiner ersten Ehe keine Kinder existieren.

Ihre Aufgabe ist es, diese Frage zu klären.

Mein Testament bestimmt, daß mein erster Sohn oder seine Nachkommen die Leitung des Zeitungsverlages übernehmen soll, stellen Sie bitte fest, ob der etwas selbstgefällige junge Mann in Cambridge, der sehr ostentativ seine aristokratische Gesinnung zur Schau trägt, mein erster Sohn war.

Ich habe angeordnet, daß in den ersten sechs Monaten nach meinem Ableben in der Zusammensetzung des Personals meiner Betriebe, in der Tendenz der Zeitungen und Zeitschriften, in dem kaufmännischen Gebaren nichts geändert werden darf.

Diese sechs Monate bleiben Ihnen zur Erledigung Ihrer Aufgabe. Diese ist solange diskret zu behandeln, bis Sie völlig Gewißheit haben. Entweder werden Sie dann schweigen oder Sie

werden die Rechte etwa vorhandener früherer Nachkommen wah-
ren und vertreten.“

Erschöpft machte der Lord eine Pause.

Ben Ritchen drängte die verschiedenen Fragen zurück, die ihm
auf der Zunge brannten, um den Sterbenden nicht unnötig an-
zusträngen.

Es dauerte fünf Minuten, bis Lord Vister die Kraft fand, wie-
der zu sprechen.

„Ich lege eine große Verantwortung in ihre Hände“, keuchte
er mühsam. „Sie sind der einzige Mensch, der jetzt über diese
Angelegenheit Bescheid weiß — ich treibe es ja nicht mehr lange.
Dort auf dem Schreibtisch werden Sie einen Scheck und das Ku-
vert mit den Dokumenten finden. Der Betrag genügt, um inner-
halb sechs Monaten alle Möglichkeiten auszuschöpfen und Ihre
Tätigkeit entsprechend zu honorieren.“

Nehmen Sie den Scheck und — gehen Sie!“

„Soll ich nicht den Arzt oder jemand von den Angestellten
rufen“, fragte Ben Ritchen besorgt.

„Ich — habe alle fortgeschickt!“ keuchte der Lord. „Ich will
allein sterben. Gehen Sie ...“

Der Detektiv stand auf. Zögernd ging er zum Schreibtisch. Da
lag der Scheck; er lautete auf eine sehr hohe Summe.

Zögernd steckte er ihn in die Tasche.

Dann ging er.

3.

In dem riesigen Rechteck, das das Spielfeld umsäumte, war
nicht eine lichte Stelle zu entdecken. Stellenweise waren die Zu-
schauer eng aneinandergedrängt, aber mit echter Sportbegeiste-
rung ertrugen sie diese unangenehme Begleiterscheinung.

London gegen Cambridge — es ging um eine der wichtigsten
Entscheidungen dieser Spielzeit. Die Mannschaften waren auf-
gestellt, alles wartete auf den Pfiff des Schiedsrichters. In einer
halben Minute mußte es losgehen, in bestimmten Kreisen der Zu-
schauer wurden noch die letzten Wetten geschlossen.

Eben setzte der Schiedsrichter die Pfeife an den Mund, da
wurde sein Blick abgelenkt durch einen Telegrammboten, der mit-
ten unter die Spieler raste, ein Telegramm in der Hand schwenkend.

„Kolly Vister!“ rief er laut. Aus der Stirmerreihe der
Cambridger Mannschaft löste sich ein junger, kräftiger Mann und
wollte das Telegramm entgegennehmen.

Doch der Schiedsrichter stand schon vor dem Telegrammboten.

„Geben Sie her!“ herrschte er ihn kurz an.

Der Bote zögerte, dann lieferte er das Telegramm ab und zog
mit eingezogenem Kopf davon, um zu sehen, irgendwo im Ring
der Zuschauer unterzukommen.

„Nach dem Spiel!“ sagte nun der Schiedsrichter höflich zu
Kolly Vister. Wenn man einmal hier auf dem Spielfeld stand,
dann waren alle Beziehungen und Verbindungen des täglichen
Lebens ausgeschaltet — es ging um das Ansehen der Mannschaft,
in der man spielte und um nichts anderes.

Mit einer Minute Verspätung begann das Spiel. London hatte
den Anstoß und spielte sich rasch und elegant nach vorne. Ein
Bombenschuß — aber der Torwächter schien überall zugleich zu
sein und hielt den Ball.

Nun war die Reihe an Cambridge. Selten hatte man dieses
saubere Zusammenspiel gesehen, das jetzt in raschem Ansturm die
Stirmerreihe Londons umspielte, die Verteidiger außer Gefecht
setzte und im Laufe weniger Sekunden vor dem feindlichen Tor
stand.

Kolly Vister erhielt als letzter den Ball zum Einschuß. Er
wollte schießen, da ging es plötzlich wie eine Lähmung durch seinen
Körper und seinen Geist. Er zögerte, eine Sekunde, zwei Sekun-
den — und nun war die feindliche Verteidigung schon wieder zur
Stelle und nahm ihm mühelos den Ball. An der Rechtskurve, wo
sich traditionsgemäß der temperamentvollste Teil der Zuschauer
zu sammeln pflegte und deren Urteil weitgehend das Verhalten
des gesamten Publikums beeinflusste, erhob sich ein höllisches Pfeif-
konzert.

„Was ist los, Kolly?“ fragte mit ruhiger Selbstbeherrschung
der Führer der Cambridger Mannschaft, George Duncing, den
Kameraden, als sie beide zur Mitte des Spielfeldes zurückgingen.

„Das Telegramm!“ sagte Kolly. „Ich hatte plötzlich das Gefühl,
daß mein Vater mich dringend braucht. Er ist sehr krank.“

„Er kümmerte sich doch sonst nicht viel um dich!“

„Eben deshalb.“

„Willst du aufgeben? Wir werden uns auch mit zehn Mann
zu wehren wissen.“

„Ich halte durch“, sagte Kolly und straffte sich. „Jedenfalls

bin ich dir dankbar für den Vorschlag. Du wirst dich nicht mehr
über mich beklagen müssen.“

Eben jetzt kam der Ball geschossen, das Spiel lag wieder auf
der Londoner Seite. An Kolly Vister hatte niemand mehr etwas
auszusetzen, von den sechs Bällen, die im Verlaufe des Matches
in das Londoner Netz speditiert wurden, fielen zwei auf sein Konto.
Mit vier zu sechs hatte Cambridge den Sieg davongetragen, stür-
mischer Beifall begrüßte die Mannschaft noch beim Hinausgehen.

In seiner Umkleidekabine stand Kolly Vister und hielt das ge-
öffnete Telegramm in der Hand.

„Ihr Vater ist gestorben, kommen Sie sofort zur Regelung
aller Angelegenheiten“, lautete der Text.

Merkwürdig, grübelte der junge Sportsmann vor sich hin,
daß ich nicht den geringsten Schmerz mehr empfinde.

Er dachte an seine Mutter. Sie, die frühere Aristokratin, die
nie mit dem Manne an ihrer Seite richtig glücklich gewesen war
und die auch ihren Sohn in der Abneigung gegen die Welt und
die Gefinnungen des Vaters großgezogen hatte, fehlte ihm jetzt.
Ihr früher Tod hatte eine Wunde in seinem Innern aufgerissen,
die noch immer nicht verharst war, die alles Blut an sich zog
und für andere große oder menschliche Empfindungen keine Kraft
mehr ließ.

Jetzt war er also der Erbe eines Riesenvermögens. Jetzt würde
ihm der riesige Machtapparat in die Hände fallen, den dieser Mann
zur Beeinflussung und Dirigierung der öffentlichen Meinung in
Jahrzehnten aufgebaut hatte.

Er reckte die Arme. In der Fußballmannschaft der Universität
Cambridge würde es jetzt eine Lücke geben, aber auf das Spiel-
feld des Lebens trat ein junger Mann, der gelernt hatte, hart
und sicher zu spielen.

4.

„Am besten wäre es, wenn ich den Scheck wieder zurückgeben
könnte“, sagte Ben Ritchen mehr zu sich selbst als zu seinem Ge-
genüber und starrte in den Tabatsqualm, der das Zimmer er-
füllte.

„Endlich scheinen Sie die Sprache wiedergefunden zu haben“,
bemerkte John Stuart M. Stephenson, der schon seit zehn Minu-
ten darauf wartete, daß sein Gehilfe endlich herausrückte, weshalb
er den Meisterdetektiv telegraphisch um sofortige Rückkehr gebeten
hatte.

„Er muß sofort nach meinem Weggang gestorben sein“, setzte
Ben das Selbstgespräch fort. „Und einem Toten kann man einen
Auftrag nicht zurückgeben — und auch kein Geld.“

„Nun rücken Sie einmal mit der ganzen Geschichte heraus,
sonst fahre ich mit dem nächsten Zug wieder los. Ich weiß, daß
Sie mit dem alten Vister kurz vor seinem Tode etwas zu tun
hatten, zu meinem großen Leidwesen. Bisher gehörte er nie zu
meinen Kunden, die besonderen Aufgaben, die mir ab und zu zu-
fallen, hätten sich sehr schlecht damit vertragen. — Oder warten
Sie einmal, erzählen Sie mir noch nichts.“

John Stuart stand auf und ging zum Schreibtisch. Im unter-
sten Fach waren verschiedene angegilbte Blätter, die anscheinend
seit Jahrzehnten dort liegen mochten. Eines davon zog der Detektiv
heraus.

„Hier haben Sie Ihren Anstellungsvertrag wieder, den wir
vor 24 Jahren abgeschlossen haben. Ich erkläre ihn für aufgelöst
— Sie sind von heute an nicht mehr mein Gehilfe und brauchen
daher mir gegenüber keine Auskunft zu geben, über Privatabma-
chungen, die Sie mit irgend jemand geschlossen haben.“

„Aber das ist doch nicht Ihr Ernst?“ stammelte Ben Ritchen
und sah seinem Meister mit einem Blick in die Augen, wie ihn
wohl ein treuer Hofhund hat, der Prügel dafür bekommt, daß er
einen Einbrecher verjagt hat. „Ich will ja alles erzählen ...“

„Aber Sie sollen nicht. Aus alter Kameradschaft will ich Ihnen
auch sagen, warum. Lord Vister war einer der mächtigsten Leute
unseres Staates, aber er war der Regierung häufig sehr unbe-
quem, weil er glaubte, seine eigene Politik machen zu müssen. Es
ist sehr leicht möglich, daß er einen Weg gefunden hat, diese er-
sprüchliche Tätigkeit noch über seinen Tod hinaus fortzuführen.
Aus Ihrem Benehmen schließe ich, daß Sie gewollt oder unge-
wollt eines der Werkzeuge sind, die er dazu zu benutzen gedachte.
Nun ist es leicht möglich, daß ich in diesem Falle den Auftrag
bekommen werde, die Pläne oder Teufeleien des Toten zu durch-
kreuzen.“

„Von Teufelei kann man eigentlich nicht reden — es handelt
sich im Gegenteil um einen etwas sehr späten Versuch, gerecht und
anständig zu sein.“

„Darüber habe ich meine eigene Meinung“, erklärte der Mei-

sterdetektiv sehr bestimmt. „Vielleicht haben Sie meine Maxime noch nicht vergessen: jeder Charakter bleibt in allem, was er tut, in den Grenzen seiner Veranlagung. Man soll über einen Toten nichts Schlechtes reden... aber ich nehme an, daß Ihr Auftrag sehr stark in die Interessen von Lebenden eingreifen kann.“

„Kann, ja... aber nicht muß. Es handelt sich...“

„Ich will nicht wissen, worum es sich handelt. Wenigstens nicht aus Ihrem Munde. Sie führen jetzt den Auftrag des Toten aus — und zwar so gewissenhaft, als hätte ich Sie selbst damit beauftragt, und während der Zeit haben wir beide nichts miteinander zu tun. Ich will keine Beichte von Ihnen, denn ich will nicht Ihr Mitschuldiger oder Mitwisser werden — es wäre mir

unangenehm, auch wenn ich nichts weiter mit der Sache zu tun bekäme. Leider bin ich nicht so hoffnungsvoll. Also: auf Wiedersehen, Ben!“

„Dann soll das eine richtige Entlassung sein?“ stotterte der Gehülfe und streifte vor Schreck die Zigarettenasche mit Blut an der eigenen Handfläche ab.

„Nehmen Sie es zunächst so“, sagte John Stuart und lächelte.

„Wir werden ja dann später sehen, was sich tun läßt.“

Damit schloß die Unterredung zwischen den beiden Detektiven, die in jahrelanger Zusammenarbeit so manches Verbrechen aufgefährt und manchen gefährvollen Strauß gemeinsam bestanden hatten. (Fortsetzung folgt.)

Gotthelf-Urteile unserer Leser

Wir haben unsere Abonnenten angefragt, wie ihnen «Michels Brautschau» von Jeremias Gotthelf gefallen habe. Nachfolgend einige Urteile. Der Raum gestattet es leider nicht, alle Urteile auch nur auszugsweise hier zu publizieren. Wir möchten es aber nicht unterlassen, allen jenen unsern herzlichsten Dank auszusprechen, die sich so freimütig auf unsere Anfrage geäußert haben.

«Däniken, den 27. Mai 1937.

... Meine Frau und ich stritten uns jedesmal, wenn das Heftchen kam, jedes wollte ‚Michels Brautschau‘ zuerst lesen. Es war einfach köstlich und urkomisch, dieser Michel mit seinem Bäri. Habe oft, wenn ich das Heftchen zuerst erwischte, mit vor Vergnügen tränenden Augen meiner Frau vorgelesen. Die verschiedenen Episoden haben wir nachher mit grossem Vergnügen immer noch eine zeitlang besprochen. Unser beider Urteil lautet: es war ein wahrer Genuss. Nebenbei möchte ich der Redaktion überhaupt das Kompliment machen über den ganzen Inhalt des ‚Aufstieg‘. Bin sehr zufrieden damit, es ist das schönste von allen Heftchen in der Schweiz. B. G. »

«Bern, den 30. Mai 1937.

... Nun will ich so gut ich es kann, auch etwas über ‚Michels Brautschau‘ sagen. Die Erzählung hat mir sehr gut gefallen, das war immer das erste, das ich las... Diese Erzählung war sehr unterhaltend, aber leider ist sie schon bald fertig. Es ist zu hoffen, dass der ‚Aufstieg‘ noch mehr solche Erzählungen bringt. G. M. »

«Horgen, den 30. Mai 1937.

‚Michels Brautschau‘ ist wirklich interessant und so ländlich und unverfälscht. Nichts Gekünsteltes oder Geheucheltes, wie z. B. die sog. Liebesromane, die alle einander so ähnlich sind wie die Eier... J. G. »

«Lyss, den 30. Mai 1937.

... Vom Hinterstübli bis in die Knechtekammer, von der Dienstmagd bis in das Gaden kommt ihm in der Schreibweise keiner nach. Mein Wunsch wäre noch mehr solche Erzählungen im ‚Aufstieg‘ zu bringen. R. F. »

«St. Gallen, den 2. Juni 1937.

Es drängt sich, Ihnen mitzuteilen, dass mich ‚Michels Brautschau‘ immer sehr gefreut hat, nur war sie mir immer zu kurz. Jedesmal, wenn das Heft kam, sah ich mir zuerst den tabakrauchenden Micheli mit seinem Stock und Hund an, und dann gings ans Lesen. Und eben wie gesagt, es war immer zu wenig. Wie gut konnte ich mich in diese Menschen hineindenken und ging mit ihnen durch Weg und Steg. Da ist nichts Süßliches, dass einem fast übel wird davon. Man glaubt gar nicht, was einem oft für Romane geboten werden in den verschiedenen Zeitungen und Heftli. Man liest sie, weil man sie bezahlen muss und denkt dabei an den, der diese Geschichten für seine Abonnenten aussucht. Dieser Vorwurf trifft die Redaktion des ‚Aufstieg‘ nicht und dafür möchte man danken. R. G. »

«Basel, den 4. Juni 1937.

... Teile Ihnen mit, dass die Erzählung von Pfr. Bitzius, ‚Michels Brautschau‘, nicht nur mir, sondern der ganzen Familie sehr gut gefallen hat, ja es gab deswegen oft einen Kampf um den ‚Aufstieg‘. Solch bodenständige Geschichten wirken gerade in unserer verrückten Zeit wohlthuender auf das Gemüt, als so ein geölter und gewichster Roman, in dem es nur von Grafen und Rittern usw. wimmelt und immer einer eine anhimmt. Das, was uns Jeremias Gotthelf im ‚Aufstieg‘ vorgesetzt hat, ist gute

Schweizerkost und ich und meine Familie werden sich freuen, wenn wir mehr davon bekommen. J. F. »

«Heimberg, den 3. Juni 1937.

Ich habe von Anfang bis jetzt diese Erzählung gründlich und mit Eifer gelesen. Da ich schon verschiedene Erzählungen von Jeremias Gotthelf gelesen habe, so lese ich diese immer wieder, denn ich schätze seine kernigen Ausdrücke sehr hoch... E. E. »

«Basel, den 6. Juni 1937.

Wohl, wohl, mit ‚Michels Brautschau‘ hat die Schriftleitung des ‚Aufstieg‘ allweg vielen Lesern eine Freude gemacht. Wie köstlich ist allein schon die Sprache, ganz abgesehen von den Weisheitskörnern, die man sackweise aus Jeremias Gotthelfs Schriften aufschauflern kann. Man täte gut daran, sie gut vermahlen, dem Volksbrotmehl beizumischen, damit dann vielleicht etwas Saft in die ausgetrockneten Hirnkästen käme, was bei der heutigen sinn- und ratlosen Regiererei wahrhaftig nicht schaden würde... Abgesehen davon, dass man bei Jeremias viel lernen kann, ist er heute noch der beste Führer durch unser Volksleben. Vor manchem alten Müeti und Träti ist beim Lesen von ‚Michels Brautschau‘ die eigene Kindheit und Jugend noch einmal zurückgekehrt, als ob es erst gestern gewesen wäre. Auch mir gings so. M. D. »

«Zürich, den 6. Juni 1937.

Möchte Ihnen mitteilen, dass mir die Erzählung ‚Michels Brautschau‘ sehr gut gefallen hat... F. G. »

«La Chaux-de-Fonds, den 6. Juni 1937.

Meine Frau und ich verfolgen den ‚Aufstieg‘ fast immer von A bis Z, also alles. Gebe auch meinen Freunden oft dieses Heft weiter, ist auch jedermann zu empfehlen. Also zur Sache... Bringen Sie noch mehr von Gotthelfs Erzählungen, wir werden sie bestimmt verfolgen. G. K. »

«Wallenstadt, den 31. Mai 1937.

Was von Jeremias Gotthelf kommt, das lese ich immer noch gern. Er kannte seine Volksgenossen, ihr Sinnen und Trachten und jede Einfalt des Herzens. Die Erzählung mutet mich altmodisch an, aber sie ist wie ein gutes Stück aus einer alten Truhe... B. St. »

«Bern, den 7. Juni 1937.

Diese Erzählung von Jeremias Gotthelf entspricht ganz den Sitten und Gebräuchen der Emmentaler. Es ist wahres Volkstum von ächtem Schrot und Korn... Ich glaube, dass der Grossteil der Leser gern bald wieder etwas ähnliches im ‚Aufstieg‘ als geistige Kost vorgesetzt bekommen möchte. R. Sch. »

Es erfüllt uns mit ganz besonderer Genugtuung, dass gerade in unserer Zeit, wo das Schweizervolk mit ausländischer Schund- und Kitschliteratur à la «Schwälbchen» etc. überschwemmt wird, Gotthelf in unserem Leserkreise so grossen Anklang findet. Es mag dies aber auch ein Hinweis darauf sein, wo und mit was die geistige Landesverteidigung einzusetzen hat. Wir sind stolz auf unsern Leserkreis und möchten bei dieser Gelegenheit an alle den warmen Appell richten, dem «Aufstieg» die Treue zu bewahren und bei Freunden und Bekannten für unser schönes Blatt zu werben. Wer macht den Anfang?

Verlag und Redaktion des «Aufstieg».

Vom Strafvollzug und seinen Schwierigkeiten

In labyrinthischen Gewirren
schwankt ungewiss der Mensch dahin.
Christoph Aug. Tiedge.

Das Leben des Menschen ist eine ununterbrochene Kette von Ungereimtheiten und Widersprüchen, und je mehr man sich mit dessen Studium abgibt, je komplizierter wird die Sache. Das gewichtige Bündel Sorgen, seelischer Nöte und menschlichen Ballastes, das ein Mensch mit sich durchs Leben geschleppt und unter dessen Bleigewicht er zusammengebrochen ist, Schiffbruch erlitten hat, wird nicht kleiner und nicht leichter im Augenblick, wo sich das Zuchthausstor hinter ihm schliesst. Hier, auf engem, beschränktem Lebensraum, hinter Zuchthausmauern, sind die wirren und verwickelten und komplizierten Lebensfragen und menschlichen Probleme nicht einfacher und nicht weniger drückend, als draussen im weiten Lebensraum. Und die Gefangenenspsychose ist ein Nährboden, auf dem in potenziertem Wachstum Menschliches, allzu Menschliches keimt und gedeiht.

Zwischen Reglementen und Vorschriften, die sich nicht selten wegen ihres ehrwürdigen Alters im heutigen Leben nicht mehr so recht zurechtfinden, und dem bunten Mosaik von Sträflingen steht auf verantwortungsvollem Posten die Anstaltsdirektion mit ihrem Personal. Viele Möglichkeiten sind ihr in die Hand gegeben, dem Anstaltsleben Inhalt und Form zu geben. Der Widerwärtigkeiten sind aber auch mehr als genug, den besten Menschenkenner und das wärmste Herz oft bis zur Verzweiflung zu bringen. Geduld, Langmut, Menschenliebe und edle Gesinnung sind in reichlicher Masse vonnöten, das Anstalts-schiffchen zwischen den unzähligen Klippen und Strömungen, Riffen und Unterströmungen hindurch steuern zu können. Vergessen wir nie, dass Menschenwerk immer unvollkommen

In der Schneiderei. Ein absolutes Redeverbot besteht in keiner Abteilung. Immerhin müssen sich die Häftlinge an eine strenge Disziplin halten.

ist. Und weder Gesetz noch sogenanntes Recht, weder Justitia mit verbundenen Augen noch Strafvollzug machen davon eine Ausnahme. Der Strafvollzug weist gegenüber früher sichtbaren Fortschritt auf; und in bezug auf Thorberg nimmt man die Gewissheit mit nach Hause, dass bei aller unumgänglichen Strenge und straffen Disziplin nicht bloss mit dem Verstand regiert wird, dass hier auch das Herz einen weiten Spielraum hat. Der Gefangene spürt hier sehr wohl, dass man in ihm trotz alledem den Menschen obenau stellt.



Die Anstalt verfügt über eine eigene Bäckerei. Das Brot ist fast beneidenswert vorzüglich.



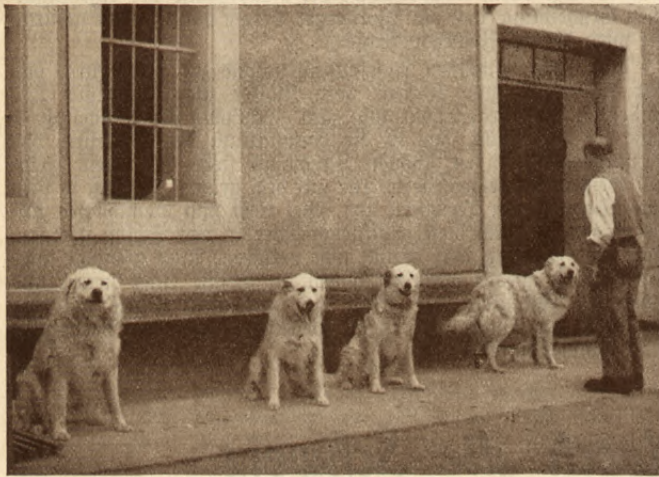
Die Brunnenleitung ist verstopft. Da sorgt ein Häftling dafür, dass der Schaden behoben wird.



Mittagszeit. Aus den Arbeitsräumen sind die Gefangenen in ihre Zellen gebracht worden, wo ihnen serviert wird.



Hier werden Netze zu Spezialzwecken geflochten. Da augenblicklich das Garn ausgegangen ist, müssen die Leute Weiden für die Korbflechtereie vorbereiten.



Bilder unten: Oberwärter Eicher hält sich ebenfalls einen Hundezwinger. Seine Schäfer sind nicht von schlechter Herkunft und finden sicher viele Neider. Auf dieser Zellenfront einen Fluchtversuch zu unternehmen, wäre nicht ratsam. In der Abschlussmauer hinten im Zwinger sieht man ein kleines Guckfensterchen, durch das man die Aussenwand der Zellenfront überwachen kann. Auf dem Bildchen rechts unten guckt Herr Eicher eben auf seinen Zwinger hinunter.

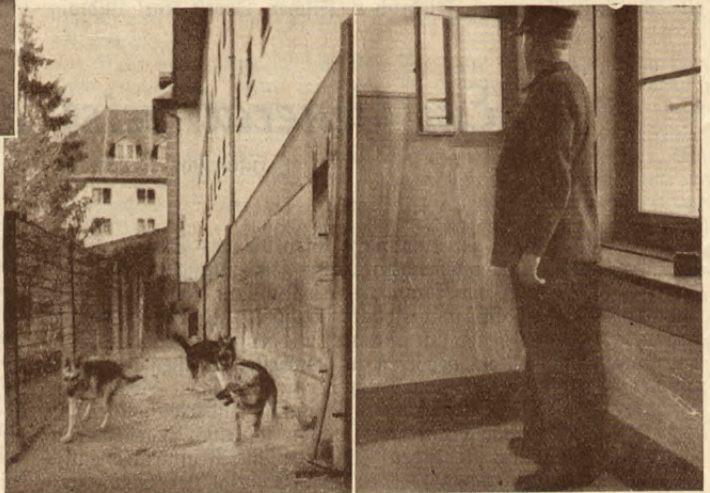


Bild oben:

« Ruedi » wollte unbedingt, dass « seine » Hunde photographiert werden. Er holte sie aus dem Zwinger und kettete sie an, sonst hätte es unsern Hosenbeinen schlimm gehen können. Kaum machten wir einen Schritt auf die Hunde zu, rissen sie wie toll an den Ketten, machten Front gegen uns, und wir fanden es für gut, den nötigen Abstand zu wahren. Wir nahmen das den wirklich schönen Tieren absolut nicht für übel, sie konnten ja nicht wissen, und zudem sind sie für gewisse Zwecke nach Thorberg gebracht worden.

Thorberg

II.

Der Prior der großen Karthause in Grenoble sandte nun den Bruder Johann von Brunshwig nach Thorberg, um die Güter in Empfang zu nehmen und zu verwalten; gleichzeitig ernannte er ihn zum ersten Prior des neuen Klosters. Die Schirmvogtei über das Kloster übertrug Peter der Stadt Bern, und diese nahm dasselbe Mitte April 1399 in ihr Burgrecht auf und befreite es von allen Steuern und Abgaben. Mit dem Verzicht des Grafen von Kyburg auf alle seine Ansprüche an den Lehen, die „in Burgunden“ liegen, kamen das Kloster und sein Besitz endgültig unter die Souveränität Berns.

Ueber die weitere Entwicklung des Klosters ist nicht viel zu sagen. Das Geschick, das bereits die Ritter von Thorberg bewiesen hatten, möglichst viel Besitz zusammenzuraffen, scheint auch den Leitern des Klosters nicht gefehlt zu haben. Man hört von immer neuen Schenkungen und Stiftungen, so daß Thorberg eines der reichsten Klöster war im Kanton Bern bei der Durchführung der Reformation.

Der letzte Prior des Klosters war in den Jahren 1525—1528 Hans Hurri von Thun. Er erhielt bei der Aufhebung des Klosters von der bernischen Obrigkeit sein väterliches Erbe zurück, das er ins Kloster gebracht hatte, dazu 1200 Gulden bar, die Pfünde zu Krauchtal, ein vollständiges Bett u. a., mit der Bedingung, daß er dem neueingesehten Vogt Berns bei der neuen Einrichtung behilflich sei. Dieser letzte Prior von Thorberg schlug sich auf die Seite der Reformation und ging später als Pfarrer nach Zweisimmen und Thun. Die 17 Karthäuser, die außer ihm noch im Kloster waren und die am alten Glauben festhielten, wurden ausgewiesen. Die meisten dieser Mönche zogen nach der Karthause Ittingen im Thurgau.

Das Klostergebäude wurde nun in ein Armenhaus verwandelt, statt der bisherigen 18 Karthäuser wurden 36 Arme darin verpfundet. Eine sehr wertvolle, auf 1400 Pfund geschätzte Monstranz der Klosterkirche wurde eingeschmolzen. Ueber die bedeutenden Gefälle und Gerichte, die das Kloster besaß, setzte Bern einen Landvogt nach Thorberg mit sechsjähriger Amtsdauer. Bis zum Jahre 1798 haben die Berner Landvögte auf der Burg Thorberg gewohnt; es war sicher einer der einkömmlichsten Posten, die im alten Bern zu vergeben waren, denn der Besitz von Thorberg war sehr umfangreich.

Nach der Umwälzung des Jahres 1798 wurden die Gebäulichkeiten zu Thorberg in ein Spital, Pfund- und Armenhaus umgewandelt, und 1803 wurde das Gebiet der ehemaligen Landvogtei teils zum Amt Bern, teils zum Amt Burgdorf geschlagen, zu letzterem gehört seither mit der Gemeinde Krauchtal auch Thorberg.

In den Jahren 1840—1842 waren auf Thorberg politische Gefangene untergebracht, die sogenannten „Siebner“, die in der Geschichte der Umtriebe der aristokratischen Reaktion gegen die freisinnige Regierung in Bern eine Rolle spielten. Die ersten „Sträflinge“ auf Thorberg trugen also sehr erlauchte Namen: alt-Schultheiß Emanuel Friedrich v. Fischer, Oberst Karl Ludwig

Ischerner, Niklaus Bernhard v. Diesbach, Dr. jur. Franz Hahn und Dr. med. Luz. Die drei letzteren wurden schon am 1. März 1841, die zwei ersteren am 1. März 1842 aus der Haft entlassen. Die linksgerichtete Regierung behandelte ihre politischen Gegner nach einem milderen Maßstab als die frühere aristokratische Oligarchie, die sehr rasch dabei war, dem Gegner den Kopf vor die Füße zu legen.

Im Jahre 1848 beschloß der Berner Große Rat die Errichtung einer Zwangsarbeitsanstalt in Thorberg. Nach dem Gesetz vom 8. September 1848 sollen in dieselbe aufgenommen werden: „Alle Diejenigen, welche bei notorischer Arbeitsunfähigkeit in Folge eines leichtsinnigen, unordentlichen oder unsittlichen Lebens dem Publikum, den Gemeinden oder dem Staate durch unstätetes Herumtreiben, durch Verlassung der Ihrigen lästig fallen, oder die durch ihr Verhalten eine solche Nichtachtung von Gesetz und Ordnung an den Tag legen, daß von ihnen Gefahren für bestimmte einzelne Personen oder für die öffentliche Sicherheit überhaupt zu befürchten steht.“ Die Aufnahme geschieht durch gerichtliches Urteil nach Maßgabe der einschlägigen Gesetze, namentlich nach dem Gesetz über die Armenpolizei.

Da man damals auch Schüler zu Zwangsarbeit verurteilte, beschloß der Regierungsrat im Jahre 1851 die Errichtung einer getrennten Abteilung für die Schüler. Die in einem Nebengebäude untergebrachte Hilfs-Irrenanstalt wurde im Jahre 1855 nach Eröffnung der Waldau aufgehoben, in die freigewordenen Räume wurde nun die Schülerklasse verlegt. Am 19. August 1867 zerstörte eine Feuersbrunst dieses Gebäude, im gleichen Jahre wurde die Schülerklasse wieder aufgehoben.

In der Anstalt wurden verschiedene Gewerbe betrieben: Schneiderei, Schuhmacherei, Weberei, Schreinerei, Schmiede und Frauen-Handarbeiten. Außerdem mußten die hier Eingewiesenen auf den Thorberg-Gütern, die einen Flächenraum von über 130 Hektaren haben, die Landwirtschaft besorgen. Im vorigen Jahrhundert war Thorberg neben Witzwil der größte Gutsbetrieb im Kanton Bern. Ein Chronist der achtziger Jahre bemerkt dazu: „Siedurch ist für genügend Beschäftigung der Sträflinge gesorgt und es liegt darin unzweifelhaft der Hauptgrund der eigentümlichen Erscheinung, daß die Thorberger Strafe häufig mehr gefürchtet wird als die Zuchthausstrafe.“

Von einer römischen Befestigungsanlage zur Ritterburg, von der Ritterburg zum Kloster, vom Kloster zur Landvogtei und schließlich zum Arbeitshaus und zum Zuchthaus für Ausgestoßene aus der Gesellschaft, das ist die Entwicklung des Schlosses, das weithinragend in der schönen Landschaft steht. In rotem Felde ein weißes, doppelgeöffnertes Tor auf drei grünen Hügeln, so sieht das Wappen von Thorberg aus. Viel Leid und menschliches Unvermögen ist durch diese geöffneten Tore in das Schloß gezogen, doch die Hoffnung war damit nicht verloren. Auch mancher wird das Schloß wieder verlassen haben im Besitze einer neuen und wichtigen Fähigkeit: der Kraft zur nützlichen Arbeit und der Fähigkeit zur Einordnung in die Gesellschaft und ihre Bedürfnisse und Notwendigkeiten.

Ein General reist durch die Schweiz

Historische Reportage von Rudolf Ruchti.

II.

Die aristokratische, innenpolitische Struktur des Staates Bern bestimmte auch in weitgehendem Maße seine Außenpolitik. Solange in Frankreich der königliche Absolutismus herrschte, hielt man die Bündnispolitik mit Frankreich hoch, und die Schweizer Regimenter, unter denen die Berner ein großes und einflußreiches Kontingent stellten, gehörten zu den besten Stützen der französischen Herrschaft. Der Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 und die folgenden Ereignisse änderten die Sachlage. Die Bevölkerung Frankreichs wandte sich auch gegen die im Solde des Königtums stehenden Schweizer, die Regimenter mußten teilweise zurückgezogen werden, das Schicksal der Schweizer-

garde in Paris, die als letzte militärische Formation den stürzenden Thron mit ihren Leibern deckte, ist bekannt. Gleichzeitig drangen die Losungen der Revolution über die Grenzen in die Schweiz selbst ein, und besonders bei den Bauern erwachte die Hoffnung auf Abschüttelung des alten Systems der Feudallasten und der Wille zur Politischen Freiheit. Am stärksten setzte die Bewegung in den sogenannten Untertanengebieten ein; wir haben schon gesehen, daß sie in der Waadt zum Eingreifen der Berner Truppen führte. Am 24. Oktober 1797 berichtete der bernische Landvogt E. G. von Diesbach an den Geheimen Rat von Bern über die revolutionäre Agitation und Propaganda in der Waadt, die von der revolutionären Schweizer Kolonie in Paris unter

Führung Saharps gefördert wurde, u. a.: „Die reichsten Bauern dieser Grenzen könnten leicht zu Neuerungen gereizt werden, in keiner andern Absicht, als keine Bodenzinsen und Zehenden mehr zu bezahlen ...“

Von einer Reform der alten Feudalverhältnisse wollte die aristokratische bernische Regierung nichts wissen. Polizeimaßnahmen und militärische Unterdrückung waren ihr einziges Rezept gegen den Freiheitswillen der aufgerührten Teile der Bevölkerung. Außenpolitisch drängte der Widerstand gegen die revolutionären Tendenzen der Zeit Bern an die Seite der reaktionären Mächte, die im Kampfe gegen das neue Frankreich standen. Wir haben bereits die Unterstützung der französischen aristokratischen Emigranten durch Bern erwähnt. In Bern selbst betrieb der englische Gesandte Wickham eifrig den Anschluß der Schweizer Kantone an die Koalition gegen Frankreich. Im September 1792 fand eine Tagssatzung der verbündeten Kantone der Eidgenossenschaft statt, über die Peter Ochs mitteilt: „Sie war eigentlich auf eine Kriegserklärung (gegen Frankreich), von einigen abgesehen. Alles schien für ein solches Vorhaben günstig zu sein, insonderheit da der König von Preußen mit glücklichem Erfolg in Lothringen und Champagne eingefallen war. Das Vorhaben fand aber Hindernisse. Anstatt dessen wurde eine Proklamation aufgefunden, die in allen Gemeinden verlesen werden und unter dem Vorwande der Verteidigung eine allgemeine Bewaffnung erzielen sollte.“

Die Franzosen, die genau wußten, was in Bern und anderswo bei den Schweizer Oligarchien für Stimmungen herrschten, betrachteten daher mit äußerstem Mißtrauen die Haltung und Politik Berns. Als im Jahre 1796 die kaiserlichen Truppen unter Verletzung der Schweizer Neutralität bei Basel einen Angriff gegen den Brückentopf bei Hünningen durchführten, sah man auch darin den Berner von Bern beteiligt, der sich mit einem Kontingent Berner Truppen in Basel befand.

Alle diese Tatsachen waren dem General Napoleon Bonaparte genau bekannt, als er sich zu seiner Reise durch die Schweiz anschickte. Und in seinem Kopfe begannen auch bereits weitergehende Pläne zu reifen, in denen die Schweiz eine nicht unwesentliche Rolle spielte. Nach diesen Blicklichtern, die die gesamte politische Situation erhellen sollten, wenden wir uns der weitem Reise des Generals wieder zu.

4.

Auch in Bern hat man durch den General Murat von der baldigen Ankunft Bonapartes, des „Général en chef de l'armée d'Italie“, erfahren. Man ist nicht sehr begeistert, aber man tut doch alles, um den hohen Gast seinem Rang gemäß zu empfangen. Geheimer Rat und Kleiner Rat treten zusammen und beraten das Empfangszeremoniell; eine Versammlung von Rät und Burgern bestätigt die gefaßten Beschlüsse. Die gesamte Stadtwache soll bei Ankunft Napoleons aufmarschieren und mit wenigstens zwölf Zwölfpfündern soll bei der Ankunft wie bei der Abfahrt Salut geschossen werden.

Am 23. November langt dann ein Schreiben des Oberst Wurtemberg aus Coppet ein, der dort an der Grenze gegen Genf zu den General zur Begrüßung und Begleitung erwartet, nach dem Bonaparte für die Passierung des Kantons Bern um eine Eskorte Kavallerie ersucht, er fühlt sich wohl nicht sicher und ruhig auf diesem Gebiet und will alle Vorsichtsmaßnahmen gegen allfällige Zwischenfälle getroffen wissen.

Ein Bericht meldet: „Hierauf erkannten meine Herren die Kriegsräte, daß, da gedachter Herr erst in der Nacht ankommen werde, so soll ein Bisket von 12 Dragonern, unter Kommando des Unterleutnants Jäggi, von der Kompagnie von Büren, nach Gümnenen beordert werden, um ihn hierher, ein anderes Bisket von gleicher Kompagnie unter Kommando des Leutnant Rupp nach Bern bestellt werden, um ihn Tags darauf nach Fraubrunnen, und ein drittes Bisket von gleicher Stärke von der Kompagnie Efinger unter Kommando des Herrn Dragoner-Majors von Diesbach nach Fraubrunnen stationiert werden, um ihn von da nach Solothurn zu eskortieren.“

Aber bevor die Eskorten richtig benachrichtigt oder aufgestellt worden sind, hat der General Bern bereits wieder verlassen. Folgen wir der Reise von Genf an weiter.

In Coppet, der ersten bernischen Grenzstadt, warten seit acht Tagen Abgeordnete der Regierung Berns auf den General. Der Kanonendonner aus Genf gibt endlich Bericht von der Abreise Napoleons. Eine zahlreiche Gesellschaft aus der Umgebung hat sich versammelt, um ihn bei dem feierlichen Empfang durch die

Regierungsabgeordneten und durch den Landvogt zu Neuchâtel anzuholen zu können.

Es gibt jedoch keinen feierlichen Empfang. Mit einer einzigen vierpännigen Kutsche, gefolgt von einer leichten Chaise und begleitet von einigen grünen Husaren, kommt der General dahergefahren, eilt an den betroffenen Abgeordneten der Berner Regierung vorbei, durchfährt im raschesten Tempo Coppet und schlägt die Route nach Lausanne ein. Von Coppet jagen die bernischen Abgeordneten der Kutsche Bonapartes nach und holen sie zu Neuchâtel ein, wo sie anhält. „Die Gasse war, Kopf an Kopf, gedrängt voll Menschen, die ein schallendes Geschrei von ‚vive Buonaparte‘ verführten.“

In Neuchâtel empfängt Bonaparte die bernische Deputation, die ihn von da an begleitet. Auch in Koll bringt die Bevölkerung dem General stürmische Huldigung dar, der Ort hat illuminiert, und zahlreiche Transparente sind über die Straßen gespannt. Dagegen ist in Morsee, dem Sitz des Landvogtes, alles still.

Es ist 1 Uhr morgens, aber die Zugangsstraßen nach Lausanne hinein und auch die Straßen der Stadt sind mit Menschen überfüllt, die dem General jubeln. Am Eingang der Stadt gibt es einen längeren Halt. Drei schöne Mädchen, die eine in weiße, die andere in rote, die dritte in blaue Farben gekleidet — alle drei zusammen so die Trikolore verkörpernd — überreichen Bonaparte am Kutschenschlag Blumen, Kränze und Verse. „Die dankenden Blicke, die Bonaparte den Mädchen zugeworfen, stachen ab gegen die kühle Unterhaltung mit dem bernischen Landvogt“, sagt ein Historiker.

Die Begeisterung der Lausanner Bevölkerung ist allgemein. Man sieht in dem siegreichen General den Heros der Freiheit, und der Lärm übertönt sogar die lange landvögtliche Rede. Die Fenster der Bürger, die zu wenig illuminiert haben, werden mit Steinen eingeworfen.

Von Lausanne geht es ohne weiteren Aufenthalt bis Müden. In Dombidier hält unerwartet der General vor einer schmutzigen Freiburger Kneipe an. Man läßt ein großes Feuer in der Gaststube machen; es gibt gebratene Eier und Kaffee. Ueber das Aussehen des Generals berichtet ein Zeuge des nächtlichen Mahles: „Bonaparte war ziemlich mager und schlank, das ebenfalls sehr magere Gesicht hatte eine dunkle Färbung. Blick und Ausdruck ernst und streng, seine schwarzen ungepuderten Haare hingen in breiten, langen geraden Locken — Oreilles de chiens, wie man sie hieß — zu beiden Seiten herunter und waren auf seinem schmalen Rücken weit unten in einem ziemlich schlaffen Zopf eingebunden, der bis gegen die Mitte des Rückens hinunterhing. Er trug einen blauen Leberrock, mit — wo ich mich recht erinnere — gesticktem Kragen.“

Gegen 10 Uhr morgens wird von Dombidier abgefahren. In Murten werden die Pferde gewechselt; da an der Kutsche etwas zerbrochen ist, gibt es einen Aufenthalt von zwei Stunden. Hier soll der General die denkwürdigen Worte gesprochen haben: „Man könnte diese ganze Gegend mit 2000 Mann besetzen.“

Jetzt geht die Reise weiter, nach Bern zu. Einige Begleiter des Generals haben später behauptet, er habe es absichtlich so eingerichtet, daß er erst zur Nachtzeit in Bern eintreffe. Jedenfalls sagte er bereits in Murten, daß er sich in Bern nicht länger als unbedingt notwendig aufhalten werde.

Als Bonapartes Wagen die Höhe von Brünnen erreicht, donnern von der kleinen und großen Schanze die Schüsse der Kanonen.

Aber wie anders ist im alten Bern der Empfang als in Genf oder Lausanne. Kaum angefangen, sendet Bonaparte den General Junot zu Schultheiß von Steiger, um dem Oberhaupt Berns seine Aufwartung machen zu lassen. Das im Gasthof zum Falken angerichtete Bankett zu Ehren des Generals schlägt er aus. Eine große Volksmenge füllt den Platz, auf dem die Kutsche mit dem italienischen Sieger steht. „Ich kann versichern, nicht ein einziges ‚vive Bonaparte‘ gehört zu haben“, versichert Herr von Graffenried. Frostig ist die Stimmung dieser Stadt dem französischen General gegenüber, frostig sind auch seine Gefühle und Gedanken. Am untern Tor, wo der Wagen einen Augenblick hält, leuchtet ein Landarzt in die Kutsche, um Bonaparte besser zu sehen, und hier wird ihm auch von einer Bernerin ein Gedicht überreicht, dessen Schlußvers lautet:

Sieh denn, Was Du nicht glauben willst,
Wenn hier auch Bern Dir lacht,
Daß weiße Aristokratie
Die Völker glücklich macht.

Ueber das Glück der Völker und über die Aristokratie von Bern hat Napoleon Bonaparte seine eigenen Gedanken, die er allerdings hier nicht äußert.

Raum ist Junot von dem Besuch bei dem Schultheißen zurückgekehrt, so geht die Reise weiter. Es ist, als ob das Berner Pflaster dem General so unsympathisch wäre, daß er keine Minute länger zögern will, es zu verlassen, als die primitivste Höflichkeit erfordert.

Auf der Weiterfahrt gibt es noch ein kleines Renkontre mit den Bauern von Jegistorf. Diese sind den Tag über in Bern gewesen und kehrten nun in angeheiteter Stimmung nach ihrem Dorf zurück. Als die Wagen des Generals kommen, von dem sie wohl in Bern nicht viel Schmeichelhaftes gehört haben, gehen sie nicht aus dem Weg, sondern gehen dicht an den Wagen heran, in dem sie Bonaparte vermuten, und rufen laut: „E jedere Schelm blib i sym Land!“ Als man kurz darauf durch das Dorf fährt, erkundigt sich Napoleon nach seinem Namen.

Man erzählte sich später in Jegistorf und Umgebung, daß die Plünderung des Dorfes durch die französischen Truppen, die wenige Monate später nach der Reise Napoleons hier vordrangen, auf dieses Erlebnis des Generals zurückzuführen sei.

Auch einige Briefe werden dem General unterwegs in den Wagen geworfen; er öffnet sie in Fraubrunnen und wirft sie vors Kamin mit den Worten: „Ihr habt böse Leute!“

In einem Gespräch in Fraubrunnen, das Napoleon mit Herrn von Haller über Bern führt, sagt er, „er möchte nach dem Wohlwollen, welches er zu Bern trage, demselben raten, sich der Waadt wieder zu nähern: mit den Grundsätzen, die sich immer mehr ausbreiten, sei es unvereinbar, daß ein Teil eines Landes unter der Herrschaft eines andern sich befinde. Glauben Sie mir, meine Herren“, fügte er hinzu, „in Ihrem eigenen Interesse und zu Ihrem eigenen Besten, bringen Sie zu rechter Zeit einige Opfer, nähern Sie sich ihr. In unsern Tagen kann ein Volk nicht der Untertan eines andern sein.“

Die Dragoner, die in Fraubrunnen die Eskorte übernehmen sollen, sind nicht da. Bonaparte ist sehr unruhig darüber, er schickt jemand aufs Schloß zu dem Landvogt, um diesen zu erforschen, einige Landleute zu Pferde steigen zu lassen, um die Begleitung zu übernehmen. Herr von Graffenried beteuert, daß die Straße sicher sei.

Napoleon bemerkt dazu: „Ich weiß, daß man mir nach dem Leben stellt, ich weiß, daß Herr Wickham (englischer Gesandter in der Schweiz) weder Geld noch Mühe scheut, mich aus der Welt zu räumen.“ Als Herr von Graffenried erklärt, er halte Wickham für zu rechtschaffen und zu gewissenhaft, um eines solchen Verbrechens fähig zu sein, antwortet Bonaparte: „Ich habe die Beweise meiner Behauptung in Händen!“

Schließlich bringt man einige schlechte Bauern auf, die bereit sind, in ihren Kutten und Zipfeltappen zu Pferde den Wagen des Generals zu begleiten. Die Wegstrecke von Fraubrunnen bis Solothurn wird mitten in der Nacht in größter Sicherheit zurückgelegt. Aber wohl niemals ist Napoleon Bonaparte von einem ähnlichen Gefolge geleitet worden.

5.

Ueber Solothurn geht die Reise weiter nach Basel. Auf der Bergstraße des obern Hauenstein erreicht der General das baselische Grenzdorf Langenbruck. Hier wartet bereits eine Ratsgesandtschaft einige Tage auf die Ankunft Bonapartes. Sie hat Pech, denn als die Kutsche endlich ankommt, schläft Napoleon.

Jetzt kommt der General durch ein Gebiet, das durch die Nachrichten über den Verlauf der französischen Revolution tief aufgewühlt ist, und wo man ihn wieder als Heros der Freiheit betrachtet und begrüßt. In Waldenburg sind die Straßen mit Teppichen belegt, und was zu dieser Novemberzeit im Walde noch grün war, hat man zur Ausschmückung herbeigeschafft.

Noch herzlicher und stürmischer ist der Empfang in Liestal. Am Tor empfängt ihn Kanonenschützen, der Basler Stabsoffizier kann nur mit Mühe durch die Menschenmenge bis vor das Rathaus durchbringen, wo Bonaparte vom Schultheißen Liestals angesprochen wird und durch die verstärkte Parade von 100 Mann begrüßt wird. Erst hier treten Bonaparte ganz fesselfreie Sympathien entgegen, der Enthusiasmus des Volkes erreicht eine Stufe wie nirgends sonst in der Schweiz. „Erlöser!“ ruft man ihm zu; die folgenden Verse werden teils gesungen und teils herumgetragen:

Man spricht wohl stark im fernen Land,
die Schweiz sei ein beglückter Stand;

Sedoch sie habens nicht verstah'nd:
Die Städt sind frei und nicht das Land
Von Schwyz und Uri, ist lauter Land;
Ihr Untertan liegt auch im Band.“

Die ersten Worte, die Bonaparte zu Basels Bürgern sagt, sind: „Vôtre Liestal est bien patriote!“

Am 24. November, gegen 12 Uhr mittags, langt der General in Basel an. Schon unterwegs hat ihn ein Freikorps glänzend montierter Basler Bürger abgeholt. Sie reiten voraus, Bonaparte in seinem mit acht Pferden bespannten Reisewagen hintendrin. Er wird empfangen wie ein gekröntes Haupt mit allen militärischen Ehrenbezeugungen: Abfeuern des groben Geschützes, Parade, Ehrenfahne, Ehrenwache.

Hier in Basel geht der General Napoleon Bonaparte auch in politischer Beziehung etwas mehr aus sich heraus. Er hat das Gefühl, auf befreuetem Boden zu sein, und er knüpft einige der Fäden, die das Gespinnst vorbereiten, das er über die Schweiz werfen wird. Einer dieser Fäden führt zu dem Basler Oberzunftmeister Peter Dchs und ein anderer zu dem erst kürzlich eingetroffenen neuen Vertreter Frankreichs in der Schweiz, Mengaud.

In einem Brief an den mit ihm befreundeten Meister hat Peter Dchs unter dem direkten Einfluß des Besuches Bonapartes den Aufenthalt des Generals in Basel geschildert und auch die Gespräche teilweise wiedergegeben, die geführt worden sind. Mit diesem Brief schließen wir die Reise des Generals durch die Schweiz ab.

Der Brief ist vom 25. November 1797 datiert und erst vor kurzer Zeit durch die Herausgabe der Dchs'schen Briefe bekannt geworden. Er ist französisch geschrieben und sagt im wesentlichen:

„Das war ein glücklicher Tag für uns gestern. Bonaparte ist zwischen 10 und 11 Uhr angekommen. Er hat die Deputation akzeptiert, die aus Bürgermeister Burtorf, mir und vier andern Mitgliedern des geheimen Rates bestand. Nachdem das Kompliment beendet war (Bürgermeister Burtorf hielt eine von Dchs verfaßte französische Ansprache an Napoleon), hat er geantwortet, daß wir recht hätten, uns an den Erfolgen der französischen Republik zu freuen, denn ohne sie hätte man bei uns eine aristokratische und oligarchische Regierung eingesetzt oder man hätte aus unserm Kanton ein Reichslehen gemacht. Da wir demokratisch seien, wie Genf, würden wir die französische Republik lieb gewinnen.“

Eine Stunde nachher hat er ein Diner genommen, während dessen der Deffentlichkeit erlaubt war, ihn zu sehen. Er wurde zwischen Herrn Bürgermeister Burtorf und mich gesetzt. Nach dem Diner haben wir ihn bis zu seinem Wagen begleitet, und er hat den Weg nach Raftatt in Deutschland genommen.“

Dchs schildert nun die Einzelheiten des Empfanges. „Was seine Unterhaltungen anbetrifft, so waren es die eines großen Mannes und Heros der politischen Gleichheit. Diese Gleichheit formt seine Passion. Es ist die Passion aller erhabenen und generösen Seelen. Er hat mir auch vom Raftatter Handel gesprochen (den Friedensverhandlungen) und hat mich u. a. auch wissen lassen, daß das Fricktal Frankreich gehöre und daß das Direktorium uns daselbe geben wolle. Ich denke, daß er sagen wollte, einen Teil. — Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er Bern und Solothurn passiert hat, ohne Halt zu machen und ohne die Ehren zu akzeptieren, die man für ihn vorbereitet hatte.“

Hier noch einige Neuigkeiten, für die ich garantieren kann, obgleich sie noch nicht offiziell sind.

Das Direktorium hat refüsiert, die angeblichen Deputierten von Bern anzuerkennen.

Das Direktorium verlangt nichts als das Zurückschicken von Wickham — Sujet einer Komödie.

Die Reklamationen Laharps betreffend das Waadtland sind anerkannt.

Die Besitzergreifung des Münstertales hat nicht stattgefunden, sie ist aber nur aufgeschoben, und man ärgert sich über die Batterien, die Bern auf der Seite von Nidau aufgestellt hat.

Mengaud wird Minister, Resident oder Agent in der Schweiz und wird die Tricolore hissen, woran man jetzt schon in Hüningen arbeitet: diese Fahne ist der Brauch und soll die alten Wappen ersetzen.

Endlich wird Mengaud fragen, ob man mich nach Paris schicken wird, um Handelsbeziehungen mit dem Fricktal zu eröffnen. Aber ich zweifle, daß man mich schicken wird, wenigstens nicht, wenn er nicht darauf besteht.

Diese Neuigkeiten sind nur vertraulich und man kann nur

davon sprechen, wie man von einem Gerücht spricht, ohne Autor noch Garantie.

Mein lieber Freund, man tut großes Unrecht, schlau zu sein, fein und illoyal. Es gibt immer noch Schlawere. Wenn die Schwäche Kniffe gebrauchen will, zeigt sie sich lächerlich und verächtlich.

... Die Gesundheit, die uns Bonaparte zugetrunken hat, war: Für die Freiheit und den Wohlstand des Kantons Basel!

Die Solothurner, bei der Durchfahrt Bonapartes, konnten nicht anders als gegen ihn lästern, ihm wünschend, daß der Blitz in

seinen Wagen einschlage oder daß er sich im Rhein ertränke. Einer, der in Solothurn war, hat mir dies eben erzählt."

Dieser Brief von Peter Ochs enthält sowohl ein Abbild seiner eigenen Stimmungen und Wünsche als verschiedene Hinweise auf die weitere Entwicklung der Situation. Die Reise Napoleon Bonapartes durch die Schweiz war das Vorspiel zu den wichtigen Ereignissen der folgenden Monate, die das Ende der alten Schweiz, das Ende der Herrschaft der reaktionären Oligarchie herbeiführten — aber um den teuren Preis einer militärischen Besetzung und Fremdherrschaft, die das Land drückte und ausfog.

Guet und Bös

Von T. J. Felix.

De Heiri isch en Schtürmi gsy, wo sich i nütem hät chönne biherrsche. Wänn er sich für öppis bigescheret, oder wänn er eim öppis durto hät, so isch das bin ihm immer cho wie e Ragete. Und debuy hät er schtyf und fescht glaubt, er seig en Idealscht.

De Jokeb isch grad 's Gägeteil gsy. En Filosofof, wo sich nüd hät la ufregge, d'Rueh sälber, und eine, wo den-andere hinder d'Schlich cho isch. Im große ganze hät er dem Wätter meh zuetrouet als de Mänsche, und drum sind die zwei au mitenand ame Samschtig-zabig z'Berg, die trotz em schlächte Wätterbricht vo Zürich.

Sie sind no bis i's Melchtal hindere cho, aber am andere Morge, wo's händ welle uf d'Frutt ufe, über de Jockpaß, hät's grägnet, was nu hät chönne, und de kümmscht hett müesse märke, daß a däm Tag nümmen ufhört.

De Jokeb hät de Chrage a syner Windjagge ufegmacht, de Guet tüf is Gsicht abe zoge und gmeint: „Hä nu, so gömmer halt wieder hei, dann chömed mer grad no rächt zum Zmittagäffe. I glaube, es git hüt Schpäck und Bohne, i freu mi jez scho druf.“

Aber de Heiri isch im Hotelzimmer umenandgschosse wie e Hornus und hät afä schimpfe: Er, de Jokeb, seig gschuld. Hett er nu nüd usen gloslet. S'Billet und alles seig futsch, und für d'Zyt seig's au schad.

Dänn sinds mitenand durabzottlet. De Jokeb hät es Viedli pfiffe, und öppedie de Hueterand wieder e chli ummeboge, daß 's Wasser hät chönne drab abe. Aber dem Heiri sy Schtimmig isch immer ärger worde. Er hett am liebschte de grösch Schtryt agfange, wänn em nu öppis anders in Sinn cho wär. Nu wägem Wätter hett er sich doch nüd gitrouet.

Wos dänn d'Sankt Niklaufe verby cho sind, isch de Heiri gschwind i Bosph inne. Er mües go telefoniere, daß er zum Zmittagäffe diheim sig. De Jokeb hät ruhig im Käge usse gwartet, und i däm Augenblick isch vo obe abe es Auto cho. D'Schroß isch scho ganz ufgeweicht und ei Suppe gsy, und mer hät's scho vo wytem gseh schprüke. De Jokeb hät sich gseit: „Dä chönnt is jetzt au mitnäh bis uf Sarne abe“, und d'Hand ufgehabet. Aber ohä, dä im Auto inne hät nüd derglyche to, und isch eifach am Jokeb verbyppfurret, grad no über e große Glunge inne. En Schpruß hät er zmit uf d'Nase übercho, und sy Windjagge hät nachhär usgseh wie gmuuret. Will er aber en Filosofof gsy isch, hätt er wäge däm e kei großes Theater gmacht. Aber das, wo jede ander, und bsunders en Zürcher, i däre Lag grüeft hett, das hät er au gseit: „S... moore!“ Und dänn hät er 's Nastuech fürre zert und 's Gsicht abpuht.

De Heiri isch unterdesse wieder zur Bosph uscho und hät das wüescht Wort no grad ghört. „Was isch los?“ frogt er, und de Jokeb: „Hä, 's isch eine verbycho, wo e chli gschprüht hät“, und für sich sälber filosofiert er no wyter: „So sind's. Sie händ di grösch Freud, wänn's enand e chli Dräck chönd arüere.“

Jetzt hät de Heiri useinmal gmertt, daß da öppis umme wär, woner syn Merger chönnt usloh, das er dem andere do chönnt dry rede, wänn er au de Lüfel sälber müest in Schutz näh.

„Was, eso sind's?“ frogt er wieder. „Meinscht öppe alli?“ „Natürli“, seit de Jokeb, „wet nüd d'Hand umgehere.“ Und druf abe de Heiri: „So ... alli! I däm Fall meinscht mich au. Aber ich bihaupte, de Mänsch sig guet vo Natur us, und nid bös.“

„D'Natur isch nie guet“, filosofiert de Jokeb wyter, und soht druf abe wieder a pfiffe. Aber de Heiri isch jetzt scho dobe gsy. „Und i ch säge, de Mänsch sig guet. So vill Idealismus hanni dänn no!“

„Chabis!“ Und de Jokeb lachet debuy, und probiert en Schtumpe a z'zünde.

„Was Chabis?“ regt sich druf abe de Heiri uf. „Sell das heiße, ich heb kei Idealismus oder d'Mänsche seiged nüd guet?“

Wieder mues de Jokeb lache. „Beides“, meint er. Er zieht debuy a syn Schtumpe, wie wänn er e ganz Brunnschtube müest afuge.

Jetzt isch aber dem Heiri z'tumm worde. Und woner gseh hät, daß sich de Jokeb nüd emol ufregt, wänn's um guet oder bös vo der Mänscheit goht, da brüelt er en a: „Nimmst du das zrug?“

„Für was?“ Und jetzt lachet de Jokeb lut ufe, das mer chönnt meine, 's heb eine en gute Wiß verzellt.

„Nimmst du das zrug?“ frogt de Heiri nomol.

„Aber nei au.“

Das hätt's to. De Heiri zieht us und haut dem Jokeb eine abe, daß nu e so chlöpft. So eint, wo chönnt en Maa umrüere.

„Do häsch eis, für dyn Pessimismus. Und ich bihaupte nomol, de Mänsch sig guet.“

Aber de Jokeb isch fescht uf de Füeße geschtande. Er hät nu syn rote Bagge ghebet und gseit: „Au.“ Dänn hät er de Heiri schlaue agluegt, isch ganz zuenem härre gschande, hät der ander Bagge au no härregschtreckt und gmeint: „Do, wänn's dir nachhär wohlet. Mir macht's nüt.“

Und jetzt hät de Heiri en rote Chopf übercho, und 's isch em gsy, de Jokeb hebem füürigi Cholle druf ue tah. D'Täubi isch jez facht ewäg gsy, aber nogäh hät er doch nüd chönne. „Mira“, hät er brummet, „mit dir chamber nüd rede.“ Dänn sind's e Zyt lang schtill näbet denand devo gwalzt. De Heiri hät an Bode abe gschteret, de Jokeb a syn Schtumpe zoge, und grägnet hätt's wie mit Gelte.

Aber dänn isch bim Heiri doch nochli der Idealscht fürre cho, useinmol meint er: „Und ich ha doch rächt. De Mänsch isch guet, das häsch du vorrig sälber biwiese. So öppis chamber doch nu, wämmer guet isch ... Und jez wämmer wieder zfriede sy, oder nüd?“

De Jokeb hätt en groß agluegt und 's Gsicht verzoge: „Hä natürli, ich bin doch immer zfriede ... und hüt git's Schpäck und Bohne, juhe!“ Dänn hät er aber de Heiri am Ermel gnoh und zu sich härre zoge: „Aber los emol, will mer jez grad mit der cha rede. Ich luege das e so ah: De Mänsch isch nit Fertigs, und drum isch er vo Natur us weder guet no bös. Aber ich luege dä für besser ah, wo e paar chlini Sünde uf sich nimmt, und zuene-ne shtoht, und denäbet öppe feufi loht la grad sy, und en offni Hand und es offes Härz hät ... vill besser als dä, wo sys Läbe lang upfaht wie en Häftlmacher, daß er au ja nüt macht, wommer em nachhär chönnti vorhah, wo nu für sys eige Seeleheil forget, und ums tüüri wott in Himmel cho. Das isch my Meinig.“

De Heiri hät druf abe gschwyget, und a däm Problem afä umegrüble, bis uf Sarne abe. Aber scho am Mändig druf hät er im Gschäft a eim öppis erläbt, woner wider schtyf und fescht dänkt hät, de Mänsch sig guet. Un e Wuche schpöter hät ihn dä glych Kolleg neume verrätschet, und uf das abe hätt's en tunkt, de Mänsch sig doch nüd guet. Sid do paht er au uf sich sälber uf, und mängsmol chunnt er ines Züg inne, woner sich mues frage: „Sch das guet gsy oder bös?“ S'wird jez aber nümmen so lang gah, so gleht er y, daß de Jokeb rächt hät, wänn er seit, de Mänsch sig vo Natur us weder guet no bös.

Ein guter Kopf tut viel, aber ein redliches Herz tut noch weit mehr. Der Vorsteher einer Gemeinde soll unabhängig sein, sonst ist nicht er, sondern sein Gläubiger, den er fürchtet, Vorsteher des Ortes.

Zschoffe.

Stephan und Claudia

Die Geschichte einer Liebe

Von Helene Christaller

7

(Nachdruck verboten.)

„Und du? Was bist du geworden?“
 „Ingenieur, wie ich immer gewollt habe. Ich habe jetzt meine erste Stelle, ich arbeite eben bei Siemens in Oberitalien bei Domo-dossola. Wir elektrifizieren dort das Land mit Hilfe des Loce, der uns die Wasserkraft gibt. Ich muß viel im Land herumreisen, auch nach dem Süden.“

„Links, wir müssen durch den Schloßgarten fahren. Ich wohne bei Tante Laura; erinnerst du dich noch?“

„Und ob! Hat sie noch den Veilchenhut?“

„Ja, er hat nur die Firma gewechselt und schreibt sich jetzt Kamelienhut.“

„Du lernst wohl malen?“ Er deutete auf den Farbkasten, der zu Claudias Füßen stand.

„Ja, ich mache das Zeichenlehrerexamen.“

„Freut's dich?“

„D, ja. Aber dich zu sehen, freut mich tausendmal mehr.“

Er strahlte sie darob an und schaltete einen langsamen Gang ein. „Sonst gibt es einen Zusammenstoß. Ich bin ganz verwirrt vor Freude. Mir ist gerade wie einem Wanderer, der in die Heimat zurückgekehrt ist.“

„Merkwürdig, mir ist jetzt, als wäre ich nie von dir getrennt gewesen“, meinte das Mädchen gedankenvoll.

Er schwieg. Sie fuhren unter hohen, kahlen Ahornbäumen her. Der Wind blies trockene Staubwolken auf. Im sahlen Rasen des Parks blühten gelb hingetupft die ersten Krokus.

„Ich muß dir etwas sagen, Claudia“, begann Stephan mit belegter Stimme. „Ich bin verlobt.“

Sie wurde blaß. „Ach“, sagte sie erstaunt, und das Herz stand ihr still.

„Ja, es war der Wunsch meines Vaters, und ich mag sie auch ganz gut leiden. Sie ist eine Fabrikantentochter im Nachbarort. Aber jetzt — wo ich dich gefunden habe — kann davon gar keine Rede mehr sein.“ Er schöpfte tief Atem, denn das waren zwei schwerwiegende Entschlüsse in einer Minute.

Ihr Herz begann wieder zu schlagen, das Blut rollte durch die Adern, sie spürte das Leben; aber reden konnte sie noch nicht, der Schlag war zu heftig gewesen.

„Weißt du noch, was ich dir damals nachgeschrien habe, als euer Schiff in See stach?“ begann Stephan mit warmer Stimme. Sie nickte, ohne ihn anzusehen.

„Nun, das gilt auch heute noch. Es bleibt dabei, Claudia, gelt?“

Sie lächelte schwach. „Du kennst mich ja gar nicht mehr.“

„Kenne ich dich nicht?“ Er suchte ihre Augen. Das Auto stand still. „Wohl kenne ich dich, habe dich immer gekannt, werde dich auch in Zukunft immer kennen. Denn du bist mir bestimmt vom Beginn der Welt her.“

„Und hattest es doch vergessen?“

„Ja, das hatte ich — in Torheit und Bequemlichkeit. Aber das Schicksal hat es nicht gewollt. Das war Gnade. Oder gibt es etwas Seltsameres als diese Begegnung? Meine Frau steht in einer fremden Stadt vor einem Hungermarsch mit Tränen in den Augen, und ein langer Laban, dem die Liebe zu ihr aus den Augen knallt, steht daneben und tut, als gehöre er zu ihr. Ich komme mit dem Auto, fluche ob des Verkehrs Hindernisses, lasse mich auch nicht zu Tränen rühren, sondern ärgere mich, daß ich aufgehalten bin. Da finde ich mein Mädchen, meine Liebste, meine Frau.“ Er riß die Hände vom Steuerrad und ergriff die ihren, preßte sie, daß sie schmerzten. „Sag etwas, Claudia“, bat er heiß.

„Was soll ich sagen, Stephan?“

„Sag ja, es bleibt dabei.“

Sie schwieg.

„Oder mußt du mich aufs neue kennenlernen?“

Sie schüttelte den Kopf, zog den Handschuh aus, zeichnete zart mit dem Finger sein Profil nach und die buschigen Brauen, wie sie es neckend als Kind getan, vergaß auch nicht eine kleine, senkrechte Falte auf der Stirne und die Linien des Mundes. Er lachte mutwillig. Da tupfte sie in die Grübchen hinein. „Freilich kenne ich dich, Stephan Weller und — und —“ sie zögerte, und eine Blutwelle übergieß Hals und Gesicht. „Es bleibt dabei.“

„Hurra!“ rief Stephan und ließ knatternd den Wagen los-schießen.

Tante Laura schabte andächtig Spätzle in das siedende Wasser, als sie die Flurtür gehen hörte.

„Bist du's, Claudia?“

„Ja, und noch einer.“

„Hast du jemand Hungriges mitgebracht? Der wird auch noch fah.“

„Hoffentlich!“ sagte Stephan und trat in die winzige, wasserdampferfüllte Küche. Hier hielt er dem Tantchen, das sich über den Topf beugte und Teig schabte, die Augen zu. „Tante Laura, wer ist's?“

„Meine Spätzle!“ klagte das Tantchen. „Wer wird's sein? Haben wir zusammen Küh gehütet, daß wir uns duzen?“

„Das nicht“, sagte Stephan und ließ die Hände sinken, „aber dein Neffe will ich werden, Tante Laura.“

„Ja, lieber Mensch, wie willst du denn das machen? Ich kenn dich doch gar nit. Oder?“ Sie sah ihn forschend an.

„Tante Laura, kennst du wirklich den Stephan nicht mehr?“

„Ei, du liebs Herrgöttle von Biberach! 's ist richtig der Stephan mit seinen Grüble. Aber groß bist du geworden, ein schöner Mann.“ Sie sah ihn ungeniert bewundernd an.

„Und die Claudia will ich heiraten.“

„Was fällt dir denn ein?“ schalt das Tantchen.

„Ja, aber anders kann ich doch dein Neffe nicht werden!“

Hilflos sah die alte Dame auf Claudia. „Sag mal, bin ich verdreht oder altersschwach, versteh ich den Herrn da recht?“ Der Teig tropfte in langem Faden von dem Holzbrettchen und ringelte allerlei Arabesken auf den Küchenboden.

Sanft nahm das junge Mädchen der verwirrten Tante das Brettchen aus der Hand. „So werden das seiner Lebtag keine Spätzle, Tante. Und du verstehst den Herrn ganz recht. Er will mich heiraten, damit er dich zur Tante bekommt.“

„Er hat doch schon eine, die Tante Amalie.“

„Er braucht aber zwei, eine zur Rechten und eine zur Linken“, fiel Stephan ein.

„Kinder, jetzt seid mal ein halbes Minütte vernünftig, ja?“ Die guten, verblakten Braunaugen sahen nun wirklich ratlos zu den jungen Menschen auf.

„Wir haben uns verlobt, Tante Laura“, sagte das Mädchen; und um es der Tante noch klarer zu machen, ergriff sie Stephans Hand und schmiegte sich ein wenig an seine Schultern. Und diese Geste begriff die alte Dame sofort. Sie schnüffelte gerührt und suchte nach dem Taschentuch, zog aber statt dessen einen Staub-lappen aus der Tasche, den sie mit verstärktem Schnüffeln rasch wieder verschwinden ließ.

„Das ist aber eine Ueberraschung!“ schluchzte sie, umhastete die Nichte und blickte über deren Schulter schamvoll zärtlich auf den hereingeschnittenen Neffen. Aber dann faßte sie sich. „Geht in die Stube, Kinder, und laßt mich meine Spätzle fertig kochen.“

„Kann ich dir helfen?“ fragte Claudia bereitwillig.

„Deck den Tisch! Mit dem guten Geschirr“, fügte sie flüsternd hinzu.

Da schob Claudia den Stephan aus der Küche hinaus, und im kleinen altmodischen Wohnstübchen mit den grünen Blüschesseln war das Brautpaar allein. Das Mädchen ging ab und zu, breitete ein frisches Tuch, klirrte mit Geschirr; Stephan stand groß und breitschultrig am Fenster und sah ihren anmutigen Bewegungen zu.

„Ist dir's auch so, als sei die Welt auf einmal vollkommen geworden?“ fragte er von seinem Platz herüber.

Sie hielt inne und sah ihn mit klaren Augen an. „Ich habe es immer gewußt, daß du eines Tages da sein würdest. Weißt du, manchmal, wenn es draußen schellte, lief ich hinaus und dachte: er ist's, und mein Herz klopfte bis zum Halse. Aber dann war es ein Handwerksbursche oder der Gasmann oder ein Hausierer. Da wartete ich wieder von Jahr zu Jahr.“

„Haft du nie gedacht, ich könnte im Krieg gefallen sein?“

„Nein, nie. Das war mir undenkbar. Ich wußte, daß du lebst und zu mir gehörst in diesem oder einem andern Leben. Ich mußte nur warten.“

„Du Liebel!“ sagte er hingerissen.

„Und manchmal, wenn ich im Dunkeln durch die Stadt ging und es begegnete mir ein Mann, der dir ein wenig glich, dann sprang mein Herz. Ich forschte beim matten Laternenschein in seinem Gesicht, aber er ging fremd vorüber oder glaubte ein zu dringliches Wort wagen zu dürfen.“

„Ach, ach, was war ich für ein Kamel, ein Tölpel, ein Dummkopf —“

„Mit einem Wort — ein Mann“, lächelte Claudia schalkhaft.

„Aber jetzt weiß ich's, jetzt lasse ich dich nicht mehr los; und wenn du dich im Kern der Erde verstecken wolltest — ich kriechte dir nach.“

Ihre Augen leuchteten. „Aber, was wird dein Vater sagen?“ meinte sie plötzlich betroffen.

„Ich werde kämpfen müssen und werde das gute Gewissen meines Rechts nicht dabei verlieren“, sagte er ernst. „Obgleich es immer schwer ist, gegen Liebe und Fürsorge zu kämpfen.“

Sie war erblaßt. „Ja, wir wollen tapfer sein“, antwortete sie zaghaft, denn es war das erstemal, daß sie einem Menschen Schmerz bereiten sollte.

„Wir wollen jetzt nicht an Amélie denken“, tröstete Stephan. „Sie ist ein vernünftiges Wesen, sie hat mich gern, aber sie könnte auch anders. Jedenfalls ist sie gar nicht verliebt in mich.“

„Ja?“ fragte Claudia hoffnungsvoll. „Nebrigens — ich bin auch nicht verliebt in dich.“

„Das merke ich, sonst wärst du mir jetzt längst in die Arme geflogen“, sagte er ein wenig sehnsüchtig.

„Das kommt auch noch irgend einmal“, wick das Mädchen scheu zurück. „Ich meine immer noch, wir wären Kinder wie einst.“

Indem kam das Tantchen herein. Sie hatte auf die glattgestrichenen Haare ein weißes Spitzenhäubchen gesetzt und eine festliche, schwarzseidene Schürze über das verschabte, graue Alltagskleid gebunden.

Nun erzählte Stephan von seiner zufriedenstellenden Gegenwart und seiner aussichtsreichen Zukunft; und während die Frauen beglückt lauschten, kam ihm ein befeuernder Gedanke.

„Bitte, ihr zwei, seid jetzt einmal gar nicht kleinlich und bürgerlich und hört zu: Ich muß morgen wieder an die Arbeit, Claudia hat vier Wochen Ferien. Ich kann sie jetzt nicht gleich wieder verlieren, nachdem sie mir endlich neu geschenkt worden ist —“

„Wie schön und fromm ausgedrückt“, murmelte das Tantchen, das in vollen Zügen an dem süßen Liebestrank ihrer Claudia mitschlürfte und davon heiße Altweiberbäckchen bekam.

„Ich fahre mit meinem Auto durch die Schweiz — über den Simplon kann man noch nicht, wegen der Schneeverhältnisse —, also mit dem Zug durch den Vöschberg- und den Simplontunnel. Im Ofotal ist voller, warmer Frühling. Gib mir die Claudia mit, liebes Tantchen. Ich finde eine gute Unterkunft für sie; die Frau meines Schweizer Chefs ist eine Ostpreuße und furchtbar nett und solide.“

Claudias Augen strahlten und sagten ja. Das Tantchen bekam ein furchtames, kleines Gesicht. „Geht denn das, so ohne —“

„Ohne Anstandsfrage, meinst du?“ fragte Stephan zurück. „Die Jugend von heute verzichtet auf diese altmodische Einrichtung.“

„Aber was werden deine Eltern sagen? Die sind doch auch altmodische Leute, und sie wissen von gar nichts und erwarten dich daheim.“

„Glaubst du, daß sie etwas gegen die Verbindung haben?“ meinte Stephan düster.

„Nein, gar nicht, im Gegenteil“, beeilte sich das alte Dämchen zu beschwichtigen, „sie werden sehr froh sein.“

„Nun, Tante Laura“, rief Claudia kriegerisch, „wenn sie bereit sind, mich Stephan fürs ganze Leben anzuvertrauen, können sie es auch für vier Wochen tun; das wäre ja albern! Und außerdem ginge ich schrecklich gern mit. Denk einmal, Italien im Frühling! Wieviel kann ich da zeichnen und malen, wenn Stephan zu arbeiten hat!“ Ihre sanften, braunen Augen glänzten wie zwei Sterne, sie hatte ihre Hände bittend verschlungen und hielt die mütterliche Beschützerin unter der Magie ihres flehenden Blicks.

Tante Laura rutschte ratlos auf ihrem Stuhl, stieß abgebrochene „Aber“ und „Wenn“ aus und fühlte das Entzücken des Mädchens in ihrem Herzen so glühend mit, daß sie selber auf Gründe sann, die für die Reise sprachen.

„Ich schreibe heute noch an die Eltern“, baute Claudia die Brücke, „und wenn es ihnen nicht recht ist, können sie mich durch Telegramm von Basel aus zurückrufen.“

„Und ich schreibe sofort an deinen und an meinen Vater“, versprach Stephan. „Und an Amélie“, flüsterte er Claudia zu und zog den goldenen Reif, den die Tante übersehen hatte, heimlich vom Finger.

„Ich packe jetzt!“ Claudia sprang auf, alles in ihr sieberte.

„Ich fahre ins Hotel. Morgen früh um acht bin ich mit dem Auto hier. Lebt wohl.“ Er schüttelte den Frauen heftig die Hand. Alle stoben auseinander an ihre Arbeit.

„Keinen Kuß?“ fragte Tante Laura enttäuscht, die das gern mitgenommen hätte und schon mitfühlend, die Lippen spitzte.

Claudia lachte fröhlich. „Nein, Tantchen, wir sind doch nicht verliebt!“

„Was denn sonst?“ fragte die alte Dame entsetzt und nahm schonam ihr weißes Häubchen ab, um es in der Kommode zu verwahren.

„Wir gehören zusammen in diesem und in jenem Leben“, antwortete Claudia ernst, „und vielleicht sogar in einem vergangenen.“

Und damit war das Tantchen zufrieden, denn das klang so feierlich und heilig, daß der glühendste Liebeskuß davor verblich und zu einer untergeordneten Angelegenheit wurde.

Diese Lage vergaß Claudia nie in ihrem Leben; sie bargen in goldener Schale alles, was das Leben zu freudenzen hat. Manches wurde Wirklichkeit, und sie trank es in vollen Zügen; und vieles lebte in Hoffnung und Empfindung, und sie genoß nur den Duft des Lebensweins, und der Duft schon war berausende Seligkeit.

Hinter ihnen her stob der Nordwind. Wenn er durch die Wände des Autos drang, hüllte Stephan seine Liebste in eine warme Felldecke, während ihm warm in seiner braunen Lederjacke war. In Basel übernachteten sie in einem altmodischen Gasthaus mit sachwertgegeritem Giebel und blankem Schild, das sich an einem Messingarm weit in die Straße hinausstreckte.

„Nicht einmal einen Gutenachtkuß, arme Tante Laura!“ dachte Claudia heimlich lächelnd, als sie hinter sich ihre Türe zuschloß. Aber es war ihr so natürlich und keine Entbehrung. Das plötzliche Zueinandergerissenwerden hatte Stufen übersprungen, die dem Weg der Liebe unentbehrlich und süß sind. Sie stellten sich jetzt wieder an den Anfang des Wegs, des Ziels waren sie gewiß.

Am andern Tag durchquerten sie die Schweiz. Das Wetter war immer noch rau, die Gipfel der Berner Alpen waren tief herab mit Schnee bedeckt. Claudia sah zum erstenmal das Hochgebirge. Langsam lenkte Stephan das Auto auf der Straße am Thuner See, deutete der Gefährtin Jungfrau, Mönch und Eiger, die nach Südosten zu die Sicht abschlossen. Die Sonne lächelte kühl und hüllte sich manchmal fröstelnd vor dem Wind in staumige Wolkenpelze. Der Schnee war erst seit kurzem weggetaut und hatte die Frühlingswiese mit rosa Glöckchen freigegeben. Da mußte Stephan das Auto halten lassen, und Claudia kroch aus dem Pelzwerk.

„Ich pflücke nur zwei Zweiglein“, beschwichtigte sie ihr Gewissen, „eins für mich und eins für dich, damit wir wissen, daß es Frühling wird.“ Sie nestelte die Blumen in das lederne Knopfloch Stephans, das sich starr gegen solche Zier sträubte.

„Ist dir's auch so, als finge unser Leben jetzt erst an?“ fragte sie mit glückstrahlenden Augen. „Alles, was ich vorher gelebt habe, ist wie durch eine tiefe Kluft vom Heute getrennt. Ich denke nicht an die Eltern und nicht an die Freunde —“

(Fortsetzung folgt.)



Wir schreiten
Befangenheit tritt
noch zu sehr in
einem Besuch in
Spannung, und
auf einem Gesicht
Wir unterhalten
wahr ist, dass die
fendste ist, dann
und Gesinnung,
begegnen auf uns
das gegenseitige
aber Einzelfälle.
und wird man
brecher aus Anlaß
erinnert man sich
du in seiner Lage

Durch ein großes
schöne Landschaft
einem tiefblauen
zieht still seine
die Ferne. Und
stabs massiv gen



Durch ein vergittertes Fenster hindurch beobachteten wir längere Zeit die verschiedenen Abteilungsgruppen bei ihrem Mittagsrundmarsch. Für die Leute, die den ganzen Tag in den Arbeitsräumen arbeiten, ist dieser Marsch gesundheitlich unbedingt nötig. Selbstverständlich wäre ihnen ein Marsch durch Wald und Wiese und über alle Berge willkommener.

Mustergültig unterhält er den grossen Garten und die Blumenanlagen. Er wollte unbedingt auf einem Bildchen verewigt sein.

Bilder rechts: Schustermeister Fund hat im Laufe der Jahre schon vielen Sträflingen das ehrbare Handwerk beigebracht, während mit 17 Dienstjahren unser Wärter von guten und bösen Tagen hinter Zuchthausmauern zu berichten weiss. Herr Moser führt nicht nur die Anstaltsbuchhaltung vorbildlich, sein Humor erheitert oft die Gemüter und ist Gold wert.



Es wird in der Schneiderei nicht nur für den Anstaltsbedarf gearbeitet, sondern auch für auswärts.



Von der vorzüglichen Qualitätsarbeit auch in der Schusterei konnten wir uns restlos überzeugen.



In der Schreinerei werden Arbeiten bis zu den kunstvollsten gefertigt.

Von Eindrücken und Ausbrüchen

en durch Zellenabteilungen und Arbeitsräume. Eine gewisse
 ibt vorerst den Blick für Einzelheiten. Man hat vorläufig
 it sich selbst und den Eindrücken zu tun, die einem bei
 m Zuchthaus gefangen nehmen. Aber dann löst sich die
 nun bleibt das Auge hier länger haften und verweilt dort
 ht, das sich mit allem Nachdruck ins Gedächtnis einprägt.
 uns mit diesem und mit jenem Gefangenen, und wenn es
 er erste Eindruck, den ein Mensch hinterlässt, der zutref-
 n wäre eine Klassifikation der Gefangenen nach Charakter
 nach gut und böse, für uns sehr einfach. Gewiss, wir
 serem Rundgang Menschen, vor denen man rein instinktiv
 Kräfteverhältnis für den Fall des Falles abwägt. Das sind
 Und bei vielen, sehr vielen sogar hat man den Eindruck
 die Gewissheit nicht los, dass sie alles andere als Ver-
 ge sind. Sie sind gestrauchelt im Leben, und unwillkürlich
 in einer Stelle aus dem Talmud: Verurteile niemand, bevor
 ge warst.

itterbewehrtes Fenster blicken wir hinunter auf eine herrlich-
 aft, die gebadet in lachendes Sonnenlicht und überdacht von
 Himmel, zu uns herauf grüsst. Ein einsames Wölklein
 Bahn, wandert in unbeschwertem Flug hinaus in die Weite,
 wir beginnen zu verstehen, warum Gefangenen kein Gitter-
 ug ist, einen Fluchtversuch zu wagen...

Bild rechts: Die Strafanstalt Thorberg liegt in einer landschaftlich reizvollen Umgebung. Aber so gesehen, verliert die schönste Landschaft ihren intimsten Reiz.



*en von den einfachsten
 vollsten Stilmöbeln her-
 ilt.*

*Die Nachteile gemeinsamer Schlafsäle für die Sträf-
 linge sind bestimmt grösser als die Vorteile.*

*Wie die Sonne über Gerechten und Ungerechten
 scheint, liegen sie auch im Friedhof von Krauchthal
 friedlich nebeneinander.*

Ein komischer Kauz

Von Thomas Recliff.

Wer in der Hauptstadt des Landes Baden, in Karlsruhe, durch die Kriegsstraße wandert, die sich fast endlos weit unter den schattigen Linden hinzieht, der stößt dort — unter andern Zeugen und Erinnerungen an die Vergangenheit Badens — auch auf das Denkmal des Freiherrn Carl Friedrich Christian Ludwig von Drais-Sauerbrunn, das die dankbare Nachwelt, d. h. der deutsche Radfahrerbund, dem von seinen Zeitgenossen verspotteten Erfinder des Fahrrades gesetzt hat. Und mancher ältere Karlsruher hörte seinen Vater, die Mutter oder auch die Großeltern von diesem Manne erzählen, der einst ein stadtbekanntes Original, das Gaudium der ganzen Gassenjugend war.

An seiner Wiege schon war ihm sein Schicksal mehr oder weniger vorbestimmt, wenn auch noch kein Mensch ahnen konnte, daß dieser Knabe, dessen Pate der damals regierende Fürst selbst war, sich in späteren Jahren den zweifelhaften Ruhm eines Originals erringen sollte und noch weniger, daß ihn einmal seine Vaterstadt unter ihre großen Söhne zählen würde. Vorbestimmt war sein Leben aber doch durch seine Geburt, durch seine Zugehörigkeit zum hohen Landesadel, die ihm nicht erlaubte, seinen

Beruf nach seinen Neigungen zu wählen, sondern ihn zwang, Offizier, Jurist oder Forstmann zu werden; denn nur diese Berufe galten als standesgemäß. Und wie schon so mancher vor ihm und noch viele nach ihm ist er unter diesem Zwange, geboren aus dem verrückten Kastengeist seiner Zeit, gescheitert.

Schon von frühester Jugend an zeigte er ein sehr starkes Interesse für alle technischen Dinge und wäre sicher ein glänzender Ingenieur geworden, wenn ihm der Weg in diesen Beruf nicht verschlossen gewesen wäre. Aber für die Angehörigen seines Standes — sein Vater war Hof- und Regierungsrat — war es doch einfach unausdenkbar, daß einer der ihren mit östigen Fingern unter den Arbeitern stand. So wurde er Offizier und war als solcher Premierleutnant im Leibgrenadierregiment. Unbrauchbar für diesen Beruf, in seiner Freizeit ganz seinen technischen Neigungen lebend, wurde er Forstmeister und Kammerherr. Doch auch hier erwies sich seine Untauglichkeit sehr rasch, und eines Tages wurde er zwangsweise pensioniert. Von nun an konnte er ganz seinen persönlichen Interessen leben und arbeitete allerlei Erfindungen aus, so eine Schreibmaschine und Fleischhackmaschine.

Aber als echter Pechvogel, der er nun einmal war, erfand er immer solche Dinge, für die seine Zeit keine Verwendung hatte und die deshalb meist sehr rasch wieder von der Bildfläche verschwanden. Als er dann im Jahre 1813 seine Laufmaschine zum Patent anmeldete, da war auch hierfür die Zeit noch nicht reif, und die Patenterteilung wurde auch prompt von der ewig nörgelnden Bureaukratie, mit dem Hinweis auf frühere Erfindungen, die mit der seinen allerdings gar nichts zu tun hatten, abgelehnt.

Seine Laufmaschine bestand, wie das heutige Fahrrad, aus einem Gestell, in dem die Räder liefen, einem Sattel und einer Vorrichtung zum Lenken, nur mit dem Unterschied, daß sich der Fahrer hier mit den Füßen am Boden abstoßen mußte. Die Erfindung der Pedale und des Kettenantriebes blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

Seine bereits verbesserte Laufmaschine führte er dann im Dezember 1813 dem Kaiser von Rußland vor, der Freude an dem neuen Fahrzeug hatte und dem Erfinder zum Danke für das Vergnügen, das er ihm durch diese Vorführung bereitet, einen Brillantring schenkte. Aber wieder vergingen Jahre, bis er damit endlich vor die breitere Öffentlichkeit trat. Im Jahre 1817 erbrachte er dann den

Ausserhalb der Anstaltsgebäulichkeiten trafen wir einen Sträfling, der ein Mäuslein gefangen hatte. Wir fragten ihn, was er nun damit machen wolle, ob er es töten wolle. «O nein», war seine Antwort, «hat es den Winter überhungert, soll es sich jetzt des Sommers freuen.» Und legte es behutsam ins Gras und husch, war das Mäuslein weg.

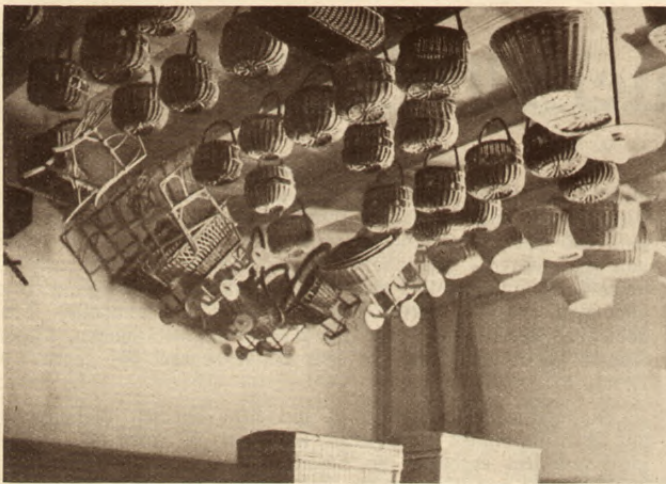


Auf Oberwärter Eicher lastet eine grosse Verantwortung.

Viele Häftlinge rasieren sich selber, andere lieben den bequemeren Weg.

Auf unbedingter Reinlichkeit und Ordnung in den Zellen wird beharrt.

Thorberg ist bekannt als vortheilhafter Lieferant von Korbwaren.



Man sieht hier, dass alles, was mit Korbwaren zusammenhängt, in Thorberg hergestellt wird. Die Anstalt arbeitet sowohl für Private wie für einschlägige Geschäfte.



Diese Eichtruhe mit schmiedeeisernen Beschlägen und geschnitztem Orts- und Familienwappen wurde auf private Bestellung hin angefertigt. Thorberg darf sich mit seiner Arbeit überall sehen lassen.

Beweis für die Brauchbarkeit seiner Erfindung, indem er den Weg von Mannheim bis nach Schwetzingen in der Zeit von einer Stunde zurücklegte, einen Weg, zu dem man normalerweise rund vier Stunden brauchte. Auch Leopold Markgraf zu Baden, sein Landesfürst, wurde jetzt auf ihn aufmerksam und beglückwünschte ihn zu seiner Maschine durch ein Handschreiben. Nachdem er noch — auf Grund einer Wette — den Weg von Karlsruhe bis an die französische Grenze bei Kehl, zu dem man gewöhnlich sechzehn Stunden brauchte, in vier Stunden zurückgelegt hatte, war die Brauchbarkeit des Laufrades auch für militärische Zwecke erwiesen. Und nun endlich wurde ihm auch ein Patent erteilt, das ihm auf die Dauer von zehn Jahren das alleinige Auswertungsrecht seiner Erfindung sicherte.

Drais reiste jetzt durch Frankreich und hielt dort Vorträge, um seine Laufmaschine einzuführen. Auch Prospekte ließ er drucken, in denen er alle Vorteile seiner Erfindung aufzählte. Einige Zeit hatte er tatsächlich Erfolge zu verzeichnen, ja, es wurden Sportplätze errichtet, und die Karlsruher Behörden, die sich stets durch ihren Bürokratismus besonders ausgezeichnet hatten, erließen eine Verordnung, die die Benützung des Laufrades nur auf den Hauptwegen gestattete. In England wurde es zur selben Zeit auch im Postdienst eingeführt.

Wie wenig reis indessen die Zeit für die Draische Erfindung war, das zeigt die Äußerung des bekannten Geschichtsschreibers jener Tage, Varnhagen von Ense, der die Laufmaschine ein „lächerliches Ding“ nannte.

Ihr Erfinder verbrauchte seine ganze Kraft, seine Energie und sein Vermögen, um sie durchzusetzen. Aber die Schwierigkeiten waren am Ende doch stärker als er. So wurde er immer komischer, reichte endlose Schriftsätze den Behörden ein, machte sich immer mißliebiger, fuhr in einem Aufzug — den die alten Karlsruher als halbe Uniform und halbe Zivilleidung schildern — mit seinem Laufrad durch die Stadt, und wurde so sehr bald zum Gespött der Gassenjugend und damit vollständig unmöglich in den Kreisen, denen er seiner Geburt nach angehörte. Als er am 10. Dezember 1851 in seiner Vaterstadt dieser schnöden Welt für immer den Rücken kehrte, war er mit allen verfallen. Sein ganzes Ver-

mögen war durch seine Erfindung aufgezehrt, dreißig Gulden und vierzig Kreuzer neben seinem Laufrad der ganze Besitz, den er den Erben hinterließ. Das Laufrad hat später die Stadt für den Preis von 500 Mark erworben, um wenigstens eine Erinnerung an den „großen Sohn“ zu besitzen.

*

Später baute Philipp Moriz Fischer aus Oberndorf bei Schweinfurt die Trekturbel in das Laufrad ein. Das Hochrad, das sich um das Jahr 1885 einfuhrte, entstand daraus. Aber erst Dunlop brachte mit einer durch Zufall gemachten Verbesserung, die Einführung des Gummischlauches, das Fahrrad soweit, daß es zum beliebtesten Verkehrsmittel wurde. Ihm brachte die Erfindung, die Drais zum armen, verspotteten Manne gemacht hatte, auch Reichtum in Hülle und Fülle.

So erweist sich auch an dem Freiherrn von Drais-Sauerbronn wieder einmal die ganze Grausamkeit des Schicksals, das den eigentlichen Erfinder vernichtet und andern die Früchte seiner Arbeit und seines ganzen Lebens in den Schoß wirft.



Bevor wir Thorberg verließen, führte man uns noch in seine Kapelle. Unser Blick schweifte über lange Bankreihen hinweg zum Bild des Gekreuzigten.
Golgotha — — —

Affen unter sich

Skizze von Sofie v. Uhde.

Es ist doch noch recht klein, das Affenkind; mit einem nackten Greisengesicht, mit unbeschreiblich großen Ohren und den mageren, faltigen Händen eines sehr alten Mannes, hängt es an der Brust der Mutter. Aber mag es auch noch so klein, noch so kindlich-töricht sein, es bildet doch den wichtigsten Mittelpunkt der Interessen in dieser Affenkolonie, das steht außer Zweifel.

Nicht eine Sekunde des Tages gibt die Mutter es aus den Armen; ernst sitzt sie da, ganz Pflicht, ganz Liebe. In ihren klugen, ein wenig traurigen Augen ist die schöne Ruhe der großen Erfüllung. Sie hält den ganzen Sinn ihres Daseins in den Armen, was will sie noch mehr? Zuweilen vielleicht, wenn ihre Blicke über das rührend häßliche Köpfchen an ihrer Brust hinweg in die besonnten Wipfel vor ihren Gittern streifen, huscht über ihre Tierseele eine Erinnerung und ein Wunsch. Aber auch für Sehnsucht hat sie jetzt keine rechte Zeit, und ihre Augen kehren zurück zu dem unbeholfenen, hilflosen Wesen, das mit ängstlichen, kahlen Händchen in ihrem Fell klammert; grenzenlos vertrauensvoll klammert es da.

Sie hat zu tun, die Mutter; nach allen Seiten muß sie das begehrte Kind verteidigen. Denn jeder dieser zahlreichen Affen, groß und klein, versucht auf seine Weise, sich mit dem Familienzwang zu befassen. Die erwachsenen Männchen kommen von Zeit zu Zeit, setzen sich vor Mutter und Kind nieder, schauen eine Weile mit etwas überlegenem Wohlwollen zu, greifen dann plötzlich mit derber, schon leicht gelangweilter Angriffslust mitten in das schreiende Affenkind, bekommen von der Mutter tüchtig eins auf die Finger, und trolchen sich wieder. Der rechtmäßige Herr Gemahl — man sieht an ihrem und seinem Mienenspiel sofort, daß er es ist — kehrt regelmäßig wieder, sitzt lange und voll Ruhe vor ihr, kurz, ist hier zu Hause. Er wird auch sanfter beißeite geschoben, wenn er nach dem Kleinen faßt, ohne Geschrei und Zank, aber beißeite geschoben wird er. Solche großen Männerpfoten sind zu nichts gut in einer Säuglingsstube.

Aeffinnen werden besonders scharf in Distanz gehalten; mal ein bißchen bewundern das Kleine, ja, auch ein bißchen mit ihm schwätzen, warum nicht, aber nur nicht anfassen. Und gerade das will jede.

Besonders schlimm ist die Jugend. Da sind zwei Halbwüchsige, rechte kleine Laufaffen; die haben keinen andern Gedanken, als sich an das Baby heranzupirschen und ihm einen Schabernack zu spielen. Die unglückliche Mutter bekommt vor Gift und Galle ganz grüne Augen, wenn sie die beiden sieht, und zeigt Zähne, die recht achtungsgebietend sind. Aber da werden die zwei zahm wie die Lämmlein; scheinheilig rollen sie sich neben der Aeffin auf dem Rücken herum und spielen mit ihren eigenen Füßen, so recht harmlose und ein wenig schläfrige Lebensgenießer. Aber die listigen Neuglein ruhen nicht und bei der ersten passenden Gelegenheit — ruck! — haben sie das Kind recht unsanft am Ohr gezogen und sind auf und davon.

Das Baby schreit wie am Spieß, die Mutter schimpft gellend, die Männchen stürzen herbei, die Aeffinnen kommen zeternd, es ist kein schlechter Aufruhr! Aber unten im Sand, an Nußschalen kauend, friedlich, harmlos und ein wenig unbegabt dreinschauend, sitzen die beiden und wissen von nichts.

Doch die größte Unruhe in der Kinderstube erregt einer der männlichen Affen. Ein großer, brutaler Kerl. Er scheint der Herr des Ganzen zu sein. Besitzer aller Frauen. Gegenstand peinlicher Achtung der Männer und böser „Wauwau“ der Kinder. Wenn er seine Stimme ertönen läßt, verbreitet sich sofort eine leichte Panik. Auch er kommt zuweilen, das Baby besichtigen, nicht ohne sich dabei gegen die Mutter frech zu benehmen. Dann macht sie, das brüllende Kind im Arm, einen wütenden Satz auf die Seite und fängt so furchtbar zu zetern an, daß der Angreifer vor diesem Doppelgeschrei gern wieder geht.

Aber nun, da sie wirksam ihr Kind und ihre Mutterwürde verteidigt hat, folgt sie ihm, dem Herrn, mit einer seltsam ergreifenden Geste der Demut, hockt sich, immer das Kleine fest im Arm, neben ihn und sucht ihm emsig und ergeben sein Fell ab.

Mehr kann ich dir jetzt nicht tun, Herr, aber diese meine geringen Liebedienste sollst du haben! Und während das Kindchen schmatzend und gierig angeklammert trinkt, und er paschahaft die Beine von sich gestreckt, geschlossenen Auges sich lausen läßt, arbeitet sie demütig, ängstlich und dienstbeflissen, und jede Bewegung ihrer schwarzen, mageren Hand spricht stumm von der uralten Tragödie des Weiblichen. Jörn und Trauer in den schönen, klugen Augen, schaut der Gatte zu; aber keiner begehrt auf gegen den Herrn.

Die Aeffin kehrt, vorsichtig mit dem Kleinen vollgierend, auf ihren gewohnten Platz zurück, und sofort ist neben ihr, zärtlich, sanft und sehr ergeben, ihr Schatten; eine zweite Aeffin. Man sieht, daß sie vor nicht langer Zeit gesäugt hat; aber wo ist das Kind? Vielleicht ist es tot, vielleicht hat man es ihr genommen, genug, sie ist allein. Und nun hat sie alle unerfüllten Wünsche, alle vereinsamte Liebe ihres Mutterherzens an das fremde Kind gehängt. Sie dient der glücklicheren Schwester wie eine Magd, sie umgibt sie ununterbrochen, sie befreit sie von lästigen kleinen Bewohnern ihres Felzes, sie hält ihr Störungen ab. Kommt der Gatte, so räumt sie ihm den Platz vor der Aeffin und setzt sich demütig hinter sie, stets zu ihren Diensten bereit; aber ihre Augen hängen an dem Kleinen, und der Preis für ihre ergebene Freundschaft ist, unbehellig und so oft sie will, über das kahle Köpfchen, über die unbeholfenen Glieder des Babys zu streicheln.

Sie allein darf es. Und die beiden Aeffinnen tauschen merkwürdig ernste und sanfte Blicke, wenn das Kleine ein Händchen aus dem Fell der Mutter löst und spielerisch zurückgeworfen, in das vor Verlangen zitternde Fell der Freundin greift: eine glückliche und eine traurige Mutter sehen sich an. Zuweilen macht die Fremde einen kurzen und heftigen Vorstoß; sie reißt das Kleine an sich, sie drückt das nun ängstlich Schreiende an ihre Brust; dann holt die Mutter es wieder. Aber sie, die sonst mit blanken Zähnen gegen alle Annäherungen ringsum sich wendet, holt es nun sanft und ohne Vorwurf in ihre Arme zurück, und sie duldet, daß eine Hand der Schwester auf dem kahlen Köpfchen ruhen bleibt.

Es ist schwer, seinen Blick zu lösen von dieser schwarzen, erschütternd menschenähnlichen Hand: eine Welt von Verlangen, Einsamkeit, zielloser Mutterliebe offenbart sich darinnen. Und eine hervorbrennende Wahrheit der alten indischen Beden ertönt, dieselbe für Menschen und Tiere und alles Erschaffene: „Überall, wo Liebe entsteht, entsteht auch Leid.“

Zur Reife

Ihr, die ihr in tiefster Not
Euch windend flehet um Erbarmen,
Die ihr, wenn die Seele loht,
Euren letzten Bissen Brot
Teilet mit dem Armen,

Ihr, die ihr an dieser Zeit
Verzweifelt könnt kein Ziel erkennen,
Aus der Erde letztem Leid
Greift nach der Ewigkeit,
Kommt und laßt euch Brüder nennen.

Kommt und laßt uns aus der Not,
Wenn uns dunkle Schatten streifen,
Überall Vernichtung droht,
Die Verzweiflung höher loht,
Brüder, zum Verstehen reifen.

Friedrich Hasler.

Für unsere Kinder

Lenis Ziegen

Von Cécile Roth.

II.

Der Platz war eingezäunt und da durften denn die Geißen ganz frei sein, vom saftigen Gras naschen, springen nach Herzenslust, ausruhen, wenn es ihnen paßte; und die Luft war da beinahe so rein und frisch wie auf der Alp. Schneeweißchen versuchte zwar gleichwohl auszureißen, aber es gelang ihm nicht. Das gutmütige Breneli aber graste ganz vergnügt und es fühlte sich hier ebenso glücklich wie auf der großen, großen Weide, hoch oben am dunkelblauen See. Da hatte man doch seinen eigenen Stall, wurde liebevoll behandelt; hier waren keine anderen Geißen da, die einem immer plagten und neckten und die feinsten Kräuter wegstibzigten. Breneli war mit seinem Schicksal ganz und gar zufrieden. Lange spielten sie miteinander. Sogar Leni kam und lief mit ihnen um die Wette. Bald waren sie unzertrennlich und gingen oft zusammen spazieren. Leni voran, die Geißen an einer Schnur hintendrein. Sie durften sogar in die Stube hinein. Zuerst wollte es die Mutter einfach nicht haben. Aber was scherte sich zum Beispiel Schneeweißchen drum? Und wo Schneeweißchen war, da war gewiß auch Breneli. Die Geißen gaben so reichlich Milch, daß man ihnen alles verzieh. Leni hatte bald einen schönen Bazen beisammen. Sie konnte sich Schuhe kaufen, gute, starke Holzschuhe für in den Stall. Schneeweißchen wurde bei der guten Kost bald ganz rundlich und fest. Ihre grünen Augen sahen nicht mehr so hämisch drein, sie bekamen einen gutmütigen, manchmal schelmischen Ausdruck und das „gmäh, gmäh, gmäh“ war manchmal ganz jauchzend. Aber eines Tages, als am Morgen Leni in den Stall kam, da blieb Schneeweißchen liegen. Leni dachte: O, meine Geiß ist krank! Denn wenn eine Geiß wie Schneeweißchen liegen bleibt, da ist etwas Ungutes los. Leni ging näher heran und was erblickte es? Zwei kleine allerliebste weiße Geißlein! Sie lagen im Stroh und ihre Mutter, das Schneeweißchen, lag daneben und schaute etwas müde drein. Aber ihre grünen Augen leuchteten und das leise gmäh, gmäh, gmäh war lieb und bittend zugleich. Es wollte sagen: Gelt, du tuft meinen Kleinen nichts zuleide, gelt, du lässest sie trinken und schenkst ihnen die Milch, die ich euch jeden Tag so reichlich gab! Und Leni verstand und schaute gerührt den Kleinen zu, die warm an ihre Mutter geschmiegt, festig die süße Milch tranken. Viel Milch tranken sie, viel Milch. Aber Zicklein waren so überaus herzlich anzusehen, daß man sie ihnen nicht vergönnte, auch wenn Leni eigentlich die Milch recht gerne verkauft hätte. Vier Wochen lang tranken sie die weiße, schäumende Milch ihrer Mutter, dann durften sie auch ins grüne Gras und versuchten, dort ihre Beinlein. Ach, war das lustig! Ihr könnt es euch gar nicht vorstellen, wenn ihr es noch nie gesehen habt. So elegante, zierliche Sprünge können eben nur kleine Zicklein tun. Leni hatte die größte Freude an ihren Zicklein. Nun hatte sie ja schon vier Geißen, beinahe eine kleine Herde! Sie kaufte ihnen beim Krämer kleine Glöcklein und band sie ihnen um den magern Hals. Ihr wißt ja, Ziegen sind selten fett; sie sind mager wie eine Geiß, denn sie laufen und springen und schwatzen viel zu viel, um Fett ansetzen zu können. Und wenn Leni auf die Weide geht — das ist der grüne Platz hinterm Haus — da klingen die Glöcklein so hell und froh, daß die vier Geißen zu tanzen beginnen und ihre Stögerlein immerzu hüpfen.

Ja, Leni hat große Freude an ihren Geißen. Aber eines Tages sagte der Vater zu ihr: „Du, Leni, wir können natürlich nicht vier Geißen füttern. Das braucht viel zu viel. Die Zicklein geben noch lange keine Milch, sie trinken sie nur. Du verstehst, Leni, wir müssen eines wegtun.“ Das war ein großer Schmerz für Leni. Denn sie wußte schon, was es heißt, ein Zicklein wegtun. Und eines Tages war das Zicklein weg. Am Mittag stand es gebrochen auf dem Tisch. Aber Leni ah gar nichts davon, ob schon es den Eltern gar herrlich mundete. Nicht wahr, ihr begreift ja auch, daß man nicht alle Tiere behalten kann? Der Stall wäre bald zu klein geworden und der grüne Platz gab nicht genügend Futter her.

Aber wißt ihr, wer noch so froh war, daß Geißen im Hause

waren? Das war das Büßi, das Brokarli, wie man ihm sagte. Zuerst hatte es gedacht: Was ist das für ein Tier? Das hat ja Hörner und ist so dünn und mager und meckert so häßlich und schaut so frech drein. Aber dann war es eines Tages in den Stall geschlichen und hatte zugesehen, wie man die Geißen melkte. O, o, dachte das Brokarli, o, o, die schöne schäumende Milch! Vielleicht bekomme ich gar davon! Aber weil das Büßi gar so säuberlich und wohlherzogen war, hatte es natürlich nicht von der süßen Milch im Kessel genascht. Es hatte fein säuberlich gewartet, hatte die Leni umschmeichelt und war ihr in die Küche gefolgt und hatte gar lieblich gemiaut: Miau, miau, miau und dabei hatte es die Leni mit seinen goldenen Augen angefunkelt, daß Leni lachen mußte und dem armen Büßi ein Tellerchen frischgemolkene Milch geschenkt hatte. Büßi hatte sich das Schnäuzchen geleckt und die Milch bis aufs letzte Tröpfchen ausgetrunken. Von diesem Tage an hatte das Brokarli die Geißen als seine besten Freunde betrachtet. Und wenn sie im grünen Alee herumtapirten, war es auch immer dabei und schaute zu. Und als das Zicklein verschwunden war, da suchte das Büßi manchen Tag nach seinem Spielkameraden. Aber es schickte sich auch darein, und überhaupt, die Sonne war so warm und so schön, und im Garten gabs so viele Mäuse; da vergaß auch das Büßi, daß ein Zicklein weniger da war. Schneeweißchen aber jammerte noch lange und verweigerte das Futter. Aber auch sie mußte schließlich wieder fressen und sie hatte ja noch ein Kleines, das immer so zärtlich um sie schlich. Bald war die alte Fröhlichkeit wieder im Garten und die Früchte reiften an den Bäumen. Alles Gute und Süße, das Schneeweißchen fand, gab sie dem Zicklein. Die schönsten reifen Pflaumen, der zarteste Salat bekam es. Denn auch im Garten der Mutter schlich das tühne Schneeweißchen sich ein und naschte. Aber lange ging das denn doch nicht, und einmal bekam es sogar eins mit dem Stecken auf seinen magern Rücken, als es der Mutter den größten Lattich einfach ganz wegfraß. Eines Tages, es war so im Hochsommer, da sagte der Vater zur Leni: „Leni, ich kann deine Geißen auf die Alp geben, wenn du willst; was meinst du dazu? Sie würden gestärkt und gesund und munter im Herbst zu uns zurückkehren.“ Zuerst war Leni ganz traurig. Aber dann dachte es halt doch an seine geliebten Geißen, und wie sie glücklich wären, einige Wochen auf ihre schöne Alp zurückzukehren. Das Breneli magerte nämlich ab und war müde und traurig. Es mußte einfach auf die Berge, in die Ferien, auf die Alp. Und Leni ging mit. Das war eine schöne Reise. Der Vater, Leni und drei Geißen. Fröhlich wanderten sie der Alp zu, ganz nahe den Schneebergen, wo das Gras viel saftiger und nahrhafter ist, wo es rote Alpenblumen gibt und blaue Enzianen und bei den Ställen dunkelblauen Eisenhut und daneben ein klares, silbernelles murrendes Bäcklein. O, ihr könnt euch das Glück der Geißlein gar nicht vorstellen, als sie sich in Freiheit fanden, und überall duftende Kräutlein wuchsen und zum Springen extra große Felsenstücke mit zuoberst so lustigen Grasbüscheln, die man schnell im Vorbeigehen abknuspern konnte, das war fein, das gefiel unsern Geißen. Leni blieb auch einige Tage auf der Alp. Es konnte sich fast nicht trennen von seinen Tierlein, aber es wußte ja: im Herbst kommen sie wieder heim in den Stall.



Tücke des Objekts. Der Mikrophonredner.

Forschungen und Wissenschaft

Wann ist man „zu alt“?

Bei nicht wenigen Menschen besteht die Suggestion, die Leistungsfähigkeit müsse in einem bestimmten Alter nachlassen; und da nichts den wirklichen Vorgang des Alterns mehr beschleunigt als die ständige Besorgnis, alt zu werden, so pflegen sich dann allerdings quälende Unzulänglichkeitsempfindungen einzustellen, die den davon Heimgesuchten um den Genuss des schönsten Bestandteiles der Lebensreife zu bringen vermögen. Man hat das Gefühl, man « könne nicht mehr so recht mit », man « gehöre zum alten Eisen », man « werde ja ohnehin nur noch geduldet »; und was dergleichen niederdrückende Empfindungen mehr sind.

Dass Menschen eines bestimmten Lebensabschnitts so leicht zu ihnen neigen, ist schliesslich nicht einmal verwunderlich; denn in der Tat galt ja vor noch nicht allzulanger Zeit als Regel, dass ein Mann von 40 Jahren für eine Neueinstellung bereits « zu alt » sei; dass jemand, der das 60. Jahr erreicht hätte, über den Höhepunkt seiner Fähigkeiten hinaus, und dass in der Folgezeit der Verfall naturnotwendig und unaufhaltsam sei.

Besteht eine solche Anschauung überhaupt zurecht; ist es wirklich naturnotwendig, dass der Mensch gleichsam « nach Schema F » in einem bestimmten Lebensabschnitt « alt » und « untauglich » werde? Wir haben alle Ursache, an dem Vorhandensein einer derartigen gesetzmässigen Naturnotwendigkeit zu zweifeln; und so ist denn auch in neuerer Zeit schon zu wiederholten Malen Bresche in die lähmende Anschauung gelegt worden, nach der der Mensch in einem bestimmten Alter gewissermassen verblöden müsse. Bekannte Geistesführer haben vielmehr überzeugend die Meinung vertreten und zum Teil auch an sich selbst als richtig bewiesen, dass die Leistungsfähigkeit durchaus nicht in einem bestimmten Alter nachzulassen braucht, sondern dass man sie sich weit über die « übliche » Spanne hinaus erhalten kann, wenn man sich nur nicht einreden lässt, sie müsse eben in einem bestimmten Lebensalter zurückgehen.

Blickt man zurück auf die unsterblichen Werke grosser Männer und verschafft sich einen Ueberblick über das Lebensalter, in dem sie entstanden, so bewahrt sich's in der Tat, dass auch höchste Betagtheit kein Hindernis ist für die Hervorbringung unvergänglicher Schöpfungen. Vielmehr zeigt sich jedes Lebensalter zur Erschaffung von Meisterwerken befähigt; neben Werken von Ewigkeitswert, die im Alter von 18, 20, 22 Jahren usw. entstanden, stehen auf der anderen Seite unzählige, die mit 70, 80, 90 oder beinahe 100 Jahren geschaffen wurden, so dass schon hierdurch die Behauptung, das Zentralnervensystem eines Menschen müsse in einem bestimmten Lebensalter versagen, unzweideutig widerlegt wird.

So schrieb Fontane seinen ersten Roman mit fast 60 Jahren, der spanische Dichter Cervantes seinen weltberühmten « Don Quichote » mit 67 Jahren; Haydn komponierte die « Jahreszeiten » mit 67 und die « Schöpfung » mit 69 Jahren; Alexander v. Humboldt unternahm als 70jähriger eine Forschungsreise nach Asien, Verdi komponierte seinen « Othello » mit 71 Jahren, den « Falstaff » mit 80 Jahren. Kant schrieb mit 73 Jahren tiefgründige Abhandlungen wie die « Metaphysik der Sitten »; der italienische Maler Tintoretto schuf als 74jähriger sein 25×10 m messendes Kolossalgemälde

des Paradieses. Der englische Staatsmann Disraeli veröffentlichte mit 75 Jahren seine « Amenities of Literature », und bis zum gleichen Lebensalter oblag Bismarck, durchaus noch nicht altersmüde, seiner ministeriellen Tätigkeit. Victor Hugo schrieb zwischen 75 und 80 Jahren fünf berühmte Romane; der schon erwähnte Alexander v. Humboldt begann mit 76 Jahren seinen dreibändigen « Kosmos » und schloss ihn mit 80 Jahren ab. Auch der Naturforscher Lamarck vollendete sein zoologisches Hauptwerk mit 78, Goethe seinen « Faust » erst mit 80 Jahren. Im gleichen Lebensalter begann Ranke seine berühmte Weltgeschichte zu schreiben; als er im 91. Jahre starb, war sie in sechs umfangreichen Bänden vollendet. Der englische Staatsmann Gladstone wurde als 83jähriger zum vierten Male Premierminister; Edison machte noch in den achtziger Lebensjahren epochemachende Erfindungen; Moltke war mit 88 Jahren Chef des Generalstabes der preussischen Armee. Der berühmte Shakespeare-Darsteller Charles Macklin trat noch mit 84 Jahren in unerreichter Meisterschaft als Macbeth und mit 89 Jahren als Shylock auf; Michelangelo arbeitete noch mit 89 Jahren eifrig an seinen einzigartigen Fresken, Tizian schuf mit 93 noch ein Hauptwerk, das « Mysterium der Dornenkrönung », mit 97 die « Seeschlacht von Lepanto »; noch mit 99 arbeitete er an der « Beweinung Christi », und die Welt würde es wohl erlebt haben, dass ein Hundertjähriger unsterbliche Bildwerke hinterliess, wenn ihn nicht kurz vor der Erreichung des hundertsten Geburtstages die Pest dahingerafft hätte.

Diese grosse Zahl von Beispielen, die sich noch erheblich erweitern liesse, ist wohl geeignet, die verhängnisvolle Suggestion zu durchbrechen, als müssten geistige Kraft und Leistungsfähigkeit durch höheres Alter erlahmen. Man meine auch nicht etwa, was hier für das schöpferische Wirken ausgeführt wurde, treffe wohl für einige seltene, überragende Geistesgrössen zu, habe im übrigen aber keine Gültigkeit. Es lässt sich vielmehr nicht minder zum Beispiel auch auf die handwerkliche Arbeitskraft anwenden. Lebenskundige und gut beobachtende Wirtschaftsführer haben denn auch bereits festgestellt, dass die Leistungshöhe des Arbeiters — regelrechte Gesundheitsverhältnisse vorausgesetzt — zwischen dem 30. und 70. Lebensjahr keine wesentlichen Veränderungen erfährt; denn das, was der jüngere Arbeiter an Schnelligkeit, jugendlichem Eifer und Fixigkeit vor dem älteren voraus hat, bringt dieser wieder ein durch die im Laufe der Zeit erworbene Fertigkeit und Übung, durch Bedächtigkeit und Ausdauer.

Unzulänglichkeitsgefühle, die lediglich der Tatsache entspringen, dass man älter wird, sind also ebenso unangebracht wie nachteilig; sie können auch gar nicht aufkommen, wenn jeder Mensch sich immer der Grenzen bewusst ist, die das Alter setzt und sie nicht willkürlich missachtet. Ein jeder Lebensabschnitt hat ihm angemessene Betätigungen, Freuden und Leiden; — wer sich über solche biologischen Gebundenheiten hinwegsetzen zu können glaubt, wer etwa — um nur ein Beispiel herauszugreifen — auf sportlichem oder auch auf jedem irgendwie sonstigen Gebiet sich Dinge zutraut, die seiner Altersstufe nicht entsprechen, muss jene Enttäuschungen erfahren, auf deren Boden Resigniertheit und Verstimmung gedeihen. Nicht jedem ist es vergönnt, in hohem Alter noch Werke von bleibendem Wert zu

schaffen; das stete Bewusstsein dessen aber, dass jeder von uns seine Lebensaufgabe darin sehen muss, im Rahmen seiner Fähigkeiten nach Vollendung zu streben, sichert die ausgeglichene Seelenhaltung und wahre innere Harmonie, die Vorbedingung dafür ist, dass man sich auch, wenn die Locken längst silbern sind, ein junges Herz bewahre. Wer diese Kunst versteht, wer sich auch in hoher Betagtheit noch die Fähigkeit bewahrt, dem Leben in allen Lagen die heiteren Seiten abzugewinnen, dem Verneinenden das Bejahende, dem Verstimmden das Versöhnliche, dem Trüben das Heitere entgegenzusetzen: auf den trifft in schönstem Sinne das Wort zu: « Nie zu alt. »
Dr. G. Venzmer.

Aussenseiter als Helfer der Heilkunst

Dass sehr häufig Aerzte ausser auf ihrem Fachgebiet auch auf allerlei wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten Hervorragendes geleistet haben, ist bekannt. Wir sprechen geradezu von Dichterärzten, kennen aber auch Beispiele dafür, dass Aerzte Maler oder erfolgreiche Erfinder waren. Nicht ganz so bekannt ist, dass Nichtmediziner die Heilkunst um wichtige Neuerungen bereichert haben. So war der Erfinder des Augenspiegels, v. Helmholtz, Physiker. Allerdings bestehen zwischen Physik und Medizin engere Beziehungen, und die Physik ist in vielen Fällen eine Hilfswissenschaft der Medizin, was auch schon daraus hervorgeht, dass sie ein Prüfungsfach in den ärztlichen Vorprüfungen darstellt.

Der Erfinder der Kehlkopfspiegellung war weder Arzt noch Physiker — sondern Sänger. Der Sänger Garcia hat 1854, also 4 Jahre nach Erfindung des Augenspiegels, den Kehlkopfspiegel erfunden.

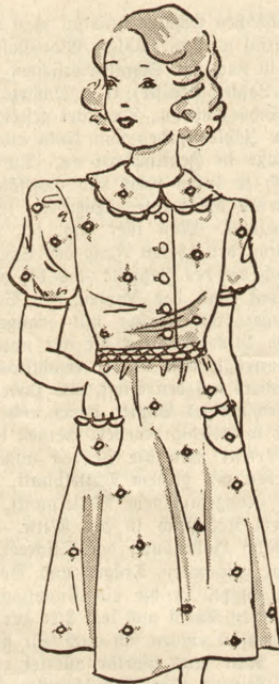
Einen grossen Teil fein ausgedachter und bewährter orthopädischer Geräte verdanken wir nicht, wie man annehmen sollte, Aerzten, sondern Nichtärzten, die sich mit genauer Beobachtung der Bewegungen befasst haben, und den Krüppeln zu helfen trachteten.

Ein ganzer Zweig der Heilkunde, nämlich die heilsame Wasseranwendung, verdankt ihren Ausbau ebenfalls « Nichtzünftigen »: weder Priessnitz noch Kneipp waren Aerzte. Doch hat ihre gesunde Beobachtung ihnen und damit auch der Heilkunde neue, wirksame Wege der Behandlung erschlossen. Auch ein Teil der Atemübungen, die heute bei manchen Asthmaformen und sogar bei Gefässleiden sehr geschätzt sind, wurde zunächst von Sängern ausgebaut und dann erst als eigentliche Behandlungsverfahren in die Heilkunst aufgenommen.

Manche kleinen Verbesserungen in der Lagerung Kranker, eine Reihe von Hilfsmitteln, die das Pflegen erleichtern, stammen von Kranken, die jahrelang bettlägerig gewesen sind und dann auf Grund eigener Erfahrung Verbesserungen angeregt haben. Erfahrene Hebammen haben zur Förderung der Geburtshilfe beigetragen. Allerdings darf man sie nicht eigentlich zu den Aussenseitern rechnen. Doch stammen die Fortschritte, welche Hebammen der Geburtshilfe schenkten, aus Zeiten, wo es noch keine regelrechte Hebammenausbildung gab, wo also gesunder Menschenverstand, Erfahrung und warmherziger Wille zum Helfen die Frauen erfinderisch gemacht haben.

Für unsere Jungen und Mädchen

21082. Sommerkleid für Mädchen. Gerda-Schnittmuster für 8-10 und 10-12 Jahre erhältlich. Material für 10-12jährige Mädchen etwa 2,50 m Stoff, 80 cm breit. Die glatte, vorn zu knöpfende Bluse ist mit einem Kragen garniert. Der gerade, oben gefraufte Rock hat aufgelegte Taschen. Die Puff-ärmel sind in Bündchen gefast.



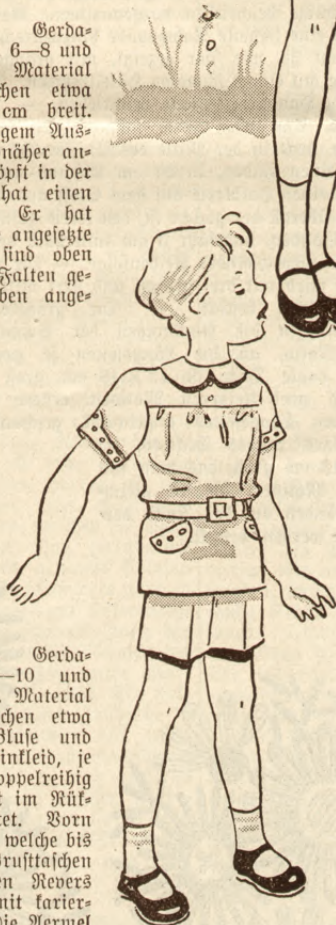
21082

21083. Gepunktetes Muffelintkleidchen. Gerda-Schnittmuster für 6-8 und 8-10 Jahre erhältlich. Material für 6-8-jährige Mädchen etwa 2 m Stoff, 80 cm breit. Das glatte Röckchen ist der Bluse mit vorderem Schlitze angelegt. Darüber ist der in vorderer Mitte breiter geschnittene Gürtel gelegt. Bündchen halten die untere Weite der Ärmel ein. Ein blütenweißer Kragen gibt dem Kleid ein freundliches Aussehen.



21083

21084. Kittelanzug für Knaben. Gerda-Schnittmuster für 2-4 und 4-6 Jahre erhältlich. Material für 2-4jährige Knaben etwa 2 m Stoff, 80 cm breit. Die vorn zu knöpfende Pajse ist mit den Ärmeln im Zusammenhang geschnitten. Sie ist dem oben gefrausten Vorder- und Rückenteil aufgesteppt. Unter dem Gürtel sind dem Kittel Taschen schräg aufgesetzt. Diese sind wie die Ärmelaufschläge mit Punkten bestickt. Das Beinkleid ist an ein Futterkleidchen gefast.

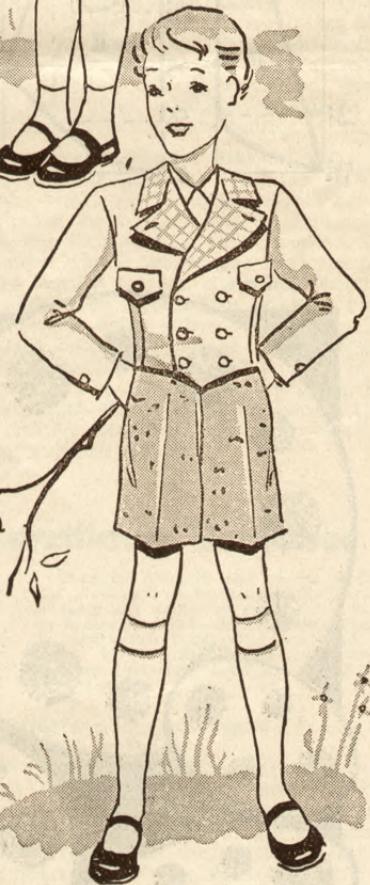


21084

21085. Dirndlkleid. Gerda-Schnittmuster für 4-6, 6-8 und 8-10 Jahre erhältlich. Material für 6-8jährige Mädchen etwa 2,25 m Stoff, 0,70 cm breit. Die Bluse mit viereckigem Ausschnitt erhält durch Abnäher anliegende Form. Sie knöpft in der vorderen Mitte und hat einen angelegten Schößteil. Er hat wie der Ausschnitt eine angelegte Rüsche. Die Ärmel sind oben gefraust und unten in Falten gelegt. Der Rock ist oben angefraust.



21085

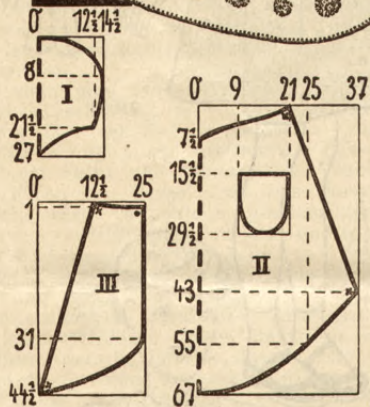
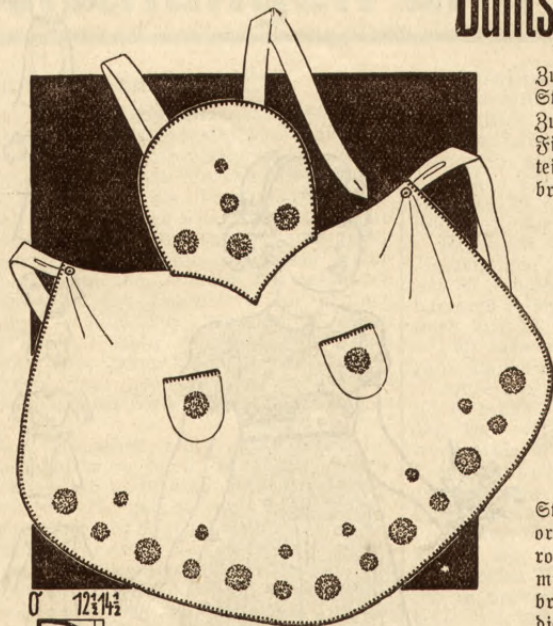


21086

21086. Knabenanzug. Gerda-Schnittmuster für 8-10 und 10-12 Jahre erhältlich. Material für 8-10jährige Mädchen etwa 90 cm Stoff zur Bluse und 55 cm Stoff zum Beinkleid, je 120 cm breit. Die doppelreihig zu schließende Bluse ist im Rücken mit Pajse gearbeitet. Vorn hat die Bluse Abnäher, welche bis zu den aufgelegten Brusttaschen gehen. Die umgelegten Revers sind wie der Kragen mit kariertem Stoff bekleidet. Die Ärmel sind glatt eingesezt. Das Beinkleid aus Koppentoff ist oben mit Schnallgurt gearbeitet.

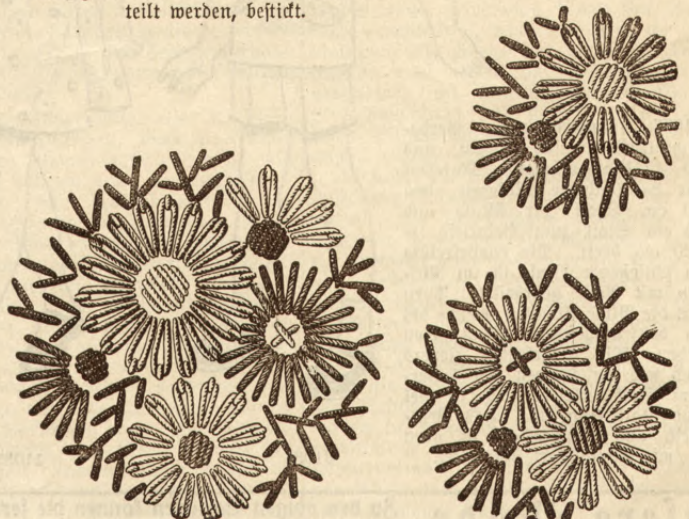
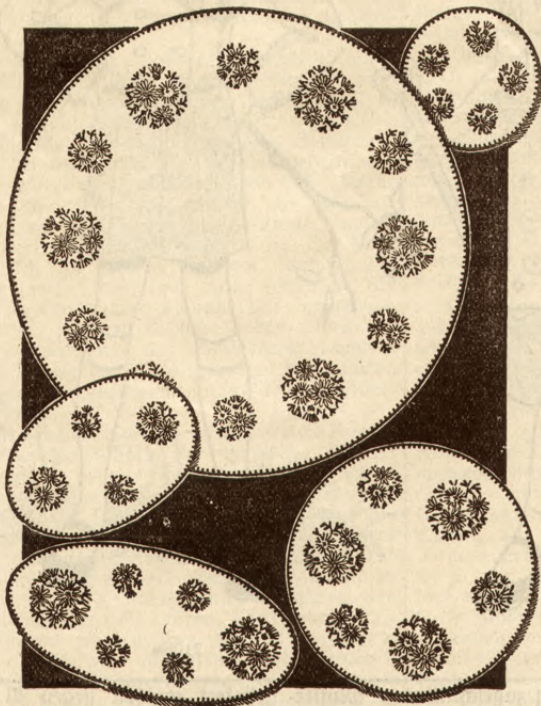


Buntstickereien für Schürze und Deckchen



Zu der hübschen Schürze benötigt man ungefähr 1,30 m Messel, 80 cm breit, als Stidmaterial wird vierfädiger Glanztwist in den angegebenen Farben verwendet. Zunächst ist nach den Schnittübersichten der naturgroße Papierchnitt herzustellen. Fig. I = Laßteil (Hälfte), II = Schürzenbahn (Hälfte) und Tasche, III = Anfaßteil zur Schürzenbahn. Die stark gefrickelte Linie bezeichnet jeweils den Stoffbruch, die Zahlen geben von links nach rechts und von oben nach unten die Maße in Zentimetern an. Die Träger und Bindebänder der Schürze sind je 4 cm breit und ungefähr 60 cm lang. Beim Zuschneiden sind überall die Nähte zuzugeben. Fig. III und die Tasche braucht man je zweimal. Man fügt Fig. III, den Kreuzen entsprechend, Fig. II an, säumt den oberen Rand der Schürzenbahn und rollt die übrigen Ränder, auch die des Laßteils und die oberen Taschenränder, schmal ein. Dann stept man den Laßteil der Schürzenbahn auf und umsticht nun alle eingerollten Ränder mit orangefarbenen, weitläufigen Langettenstichen. Die Stidereimotive, die wir untenstehend in natürlicher Größe abbilden, überträgt man in der ersichtlichen Anordnung mit Hilfe blauen Pauspapiers auf den Stoff, und zwar zeichnet man am besten die Muster auf durchsichtiges Papier durch und benutzt zum Vorzeichnen diese Pausen, die so beliebig erneuert werden können, wenn sie zerreißen sollten.

Beim Stiden verteilt man die Farben ungefähr so: große runde Schlingstichblüte orangefarben mit gelbem Mittelpunkt, kleine Schlingstichblüte gelb oder lachsrosa mit orangefarbenem Mittelpunkt, Spannstichblüten hell- oder mittelblau mit gelbem Kreuzstich in der Mitte, Verzästelungen und Blütenkelche mittelbraun. Nach Vollendung der Stiderei stept man die Taschen auf und setzt die schmal gefäumten Träger und Bänder an. Die Träger enden in einer doppelten Spitze, in die ein Knopfloch geschürzt wird. Bei dem Punkt auf Fig. III befestigt man einen Knopf und legt hier zur besseren Haltbarkeit ein Stückchen Stoff unter. — Die Stidereimotive eignen sich auch sehr gut zum Ausschmücken von Tablett- oder sonstigen Zierdecken. Man kann hierfür allerlei einfarbige Stoffreste praktisch verwerten, am besten eignen sich Leinen- oder Panamaresten. Die Aufzeichnung und Ausführung der Stidereien wird wie bei der Schürze beschrieben vorgenommen. Bei den nachfolgend angegebenen Deckengrößen ist überall eine schmale Nahtzugabe hinzuzurechnen. Die Deckenränder rollt man schmal ein und umsticht sie, wie hier gezeigt, mit orangefarbenen, weitläufigen Langettenstichen, oder man ziert sie mit einem schmalen Häkelspizchen. Einige hübsche Spizchen waren auf unserer vorhergehenden Handarbeitenseite beschrieben. — Die große runde Decke hat einen Durchmesser von 40 cm. Um diesen Kreis aufzuzeichnen, legt man den Stoff zur Hälfte gefaltet glatt auf den Tisch, steckt in der Mitte des Stoffbruchs eine Nadel senkrecht in den Tisch, bindet um die Nadel einen Faden, in 20 cm Abstand an diesen einen Bleistift, führt, den Faden straff anziehend, einen Halbkreis auf dem Stoff aus und kann nun, nachdem man geprüft, ob der Abstand auch überall der gleiche ist, den Kreis zuschneiden. Um den Rand verteilt man in gleichmäßigen Abständen, ungefähr 3 cm innerhalb der Langettenfante, sechs große und sechs mittlere Motive in abwechselnder Reihenfolge. — Die mittlere runde Decke ist im Durchmesser 22 cm groß. Sie wird mit drei großen und drei mittleren, abwechselnd aufgesetzten Motiven bestickt. — Die größere ovale Decke mißt $12\frac{1}{2} \times 26$ cm. In die Rundungen der Schmalseiten sticht man je ein großes Motiv, an die Längsseiten je zwei kleine Motive. — Die kleinere ovale Decke ist 12×18 cm groß und wird mit zwei mittleren und zwei kleineren Motiven, erstere an den Schmalseiten, letztere an den Längsseiten angebracht, geschmückt. — Zum Schluß noch ein kleines rundes Deckchen, im Durchmesser 12 cm groß, das man mit fünf kleinen Motiven, die in gleichmäßigen Abständen um den Rand verteilt werden, bestickt.



Praktisches für Jedermann

Wie wasche ich mir am besten die Hände?
Die vielbeschäftigte Hausfrau ist für jeden Rat und Hinweis, der ihr das Arbeiten erleichtert, dankbar. So bereitet ihr die Frage der Säuberung der Hände oft nicht geringes Kopfzerbrechen. Dieses Problem ist dabei sehr einfach zu lösen. Küchenhände werden am besten mit Zitrone und Seife gewaschen. Beim Zubereiten von Fischen sieht sie sich vor die Frage gestellt, wie sie den Schleim, der beim Schuppen auf den Händen zurückbleibt, schnell und sicher entfernt. Sie reibt die Hände mit einem feinen Reizmittel ab, spült mit kaltem Wasser nach und reibt sie zu guter Letzt mit Senfmehl trocken, um auch den Geruch zu entfernen. Gemahlener Senf ist in der Küche überhaupt recht verwendungsfähig. Er kommt in Anwendung, wenn man mit stark riechenden Stoffen, wie Ölen, Lebertan usw., zu tun hatte. Auch die verschiedensten Gerätschaften, Porzellan, Hornmesser, Löffel, welche mit diesen starkriechenden Substanzen in Berührung kamen, lassen sich auf diese Weise leicht reinigen. Ebenfalls läßt sich der gefürchtete Zwiebelgeruch leicht entfernen. Es genügt, wenn einige Tropfen Salmiatgeist ins Waschwasser gegossen und sogleich die Hände darin tüchtig abgeputzt werden.

Seifig gewordene Toiletenschwämme. Die Reinigung seifig gewordener Toiletenschwämme bereitet weiter keine Schwierigkeiten. Man lege sie in eine Sodaaflösung, drückt sie darin wiederholt aus, so daß aller Schleim entfernt wird, und spült dann mehrmals mit reinem Wasser nach.

Gartenbau

Versehiedene Sommerarbeiten im Blumen-, Gemüse- und Baumgarten. Im Freien wachsende Rhododendren dürfen nicht beschattet werden, sie sollen sich an die Sonne gewöhnen, jedoch ist die Bewässerung etwas einzuschränken. Unter diesen Umständen setzen sie besser Knospen an. Sind diese vorhanden, dann muß das Gießen reduziert werden, zeitweilig sogar ganz aufhören. Im Juli sind die Endblüthenstängel zu pflanzen; sie verlangen weiter keine Pflege, als hier und da hacken, wenn der Boden zu fest wird. Abgeerntete frühe Erbsen, das heißt deren Zweige sollen nicht auf den Kompost geworfen werden, sondern es ist damit eine Gründüngung am Platz. Man gräbt sie unter und erreicht dadurch eine natürliche Stickstoffdüngung. Die Lilien werden oft von einem gefährlichen, kleinen, roten Käferchen, dem Lilienhähnchen, befallen, welches die Blätter und Knospen zerfrisst. Das Fernhalten kann nur durch sorgfältiges, genaues Ablefen geschehen. Nach beendeter Kirschernte wird in manchen Fällen das Verjüngen zur Notwendigkeit werden. Es besteht im Zurüdnehmen der ganzen Baumkrone, bei jüngeren Bäumen bis ein Drittel, bei älteren weniger, unter Wahrung einer guten Form des Baumes. Die Folgen äußern sich schon im nächsten Frühjahr in lebhafter Bildung von Neutrieben, die, gegen die Schrottschutzkrankheit widerstandsfähiger, baldigt reichere Ernten liefern und auch, da die Krone eine Verkleinerung erfährt, in bequemer Pflegearbeit. Die rationale Wundpflege, bestehend in sorgfältigem Glätten der Schnittflächen mit scharfem Messer und Verstreichen mit Baumwachs (nicht Teer), soll nicht veräußt werden.

Da die Ausfaat verschiedener Sämereien für die Frühlingssämling vor der Türe steht, möge für Anfänger diese Arbeit etwas präzisier beschreiben werden. Als Beispiel wählen wir die bekannten und dankbaren Denketli (sog. Penfée), die am längsten und effektiv-

sten blühenden Gruppenpflanzen, und dazu noch die billigsten. Wir verschaffen uns eine ungefähr 12 bis 15 Zentimeter hohe Saatkiste oder Tonschale (sog. Terrine), bedecken Abzugslöcher mit Topfscherben und füllen mit leichter sandiger Erde bis auf anderthalb Zentimeter unter dem Rand. Die Erde wird nun leicht angedrückt. Meist sind die Portionen sehr reichlich bemessen. Hierauf wird mit einem Sieb sandige Erde oder nur Sand etwa halbzentimeterhoch aufgeschüttet und durch vorsichtiges Spritzen mit feiner Brause für die nötige Feuchtigkeit gesorgt. Man kann auch die ganze Saatkiste bis fast zum oberen Rand in ein großes Gefäß mit Wasser eintauchen; letzteres bringt dann von unten in die Erde durch die Abzugslöcher ein. Eine dunklere Färbung der Erde und größeres Gewicht deuten an, daß das nötige Wasser zugeführt wurde. Bis zum Aufgehen, sogenannten „Auflaufen“ der Saat, kann die Schale auch weniger hell stehen, aber nicht zu lange; denn nach etwa zehn Tagen erfolgt meistens schon die Keimung, und dann ist volles Licht unbedingt notwendig. Sonst erhält man hochaufgeschossenes, unbrauchbares Material. Nach wenigen Wochen, wobei das Spritzen unter keinen Umständen aussetzen darf, sind die Keimlinge so weit, daß sie sich in ihrer weiteren Entwicklung stören würden. Sie müssen deshalb behutsam herausgenommen und auf ein gut vorbereitetes, sonniges Gartenbeet verpflanzt werden. Dieses Verpflanzen nennt man Pitieren oder Verstopfen, eine der wichtigsten und häufigsten Arbeiten für Gärtner und Gartenfreunde. Das Verfahren ist folgendes: Mit einem dünnen Stäbchen hebt man die Pflänzchen aus der Saatkiste heraus, ergreift ein Pflänzchen mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand, macht mit der rechten mit einem zugespitzten Stäbchen am gewünschten Ort im Gartenbeet ein kleines Loch, senkt das Pflänzchen bis an die Blättchen (Keimblätter) hinein und drückt mit dem Stäbchen die Erde von der Seite fest an die Keimwurzel an. So arbeitet man weiter, ordne hübsch in Reihen bei gegenseitigem Abstand von etwa 10 Zentimeter und gieße, bzw. brause tüchtig an. Das geht bei einiger Übung sehr rasch vonstatten. Die weitere Pflege besteht in der Wasserzufuhr, eventuell Dünggüssen, Lockern und Beseitigen allfälliger Unkräuter, wozu letzteres von großer Wichtigkeit ist. Bei sehr hoher Wärme empfiehlt sich auch anfänglich zeitweises Beschatten. Wird alles in richtiger Reihenfolge und mit Aufmerksamkeit besorgt, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Im Oktober können die Penfées dann auf den richtigen Platz kommen, noch besser aber ist es erst im folgenden Frühjahr. Betrachten wir diese Arbeit des Pitierens usw. etwas näher, so dürfen wir uns nicht den Kopf in den Nacken werfen, wenn der Gärtner beispielsweise für solche Stöcke im Frühjahr etwa 20 Rp. verlangt! Staudenrittersporne, die viele Jahre am selben Platz stehen, gehen meistens zurück. Sie sind vorteilhaft nach dem Abblühen auszugraben, zu teilen und sofort an den zukünftigen, neuen Standort zu pflanzen. S. A.

Das Festbinden der Tomatenpflanzen. Bekanntlich geht man je länger, je mehr darauf aus, die Tomatenpflanzen nur eintriebzig zu kultivieren, den Haupt- oder Mitteltrieb hochzuziehen und die Jungtriebe in den Blattachsen immer wieder auszubrechen. Je regelmäßiger und früher dies gemacht wird, um so kräftiger entwickelt sich der Haupttrieb und der Behang wird um so reichlicher. Man kann in guten Kreisen über das Eintriebsystem verschiedener Meinung sein. Im Kleingärtnerischen Tomatenbau sieht man überall mehrtriebige Pflanzen und an Hand der Praxis läßt sich nachweisen, daß bei zwei- und dreitriebsiger Kultur (es kommt dabei auch auf die Sorten

an) eher mehr, denn weniger Früchte geerntet werden können. Auf jeden Fall sollen beim eintriebigen System die Nebenzweige frühzeitig weggeschnitten werden, beim späteren Entfernen leidet die Pflanze sichtbar in der Entwicklung.

Im Juli ist die Zeit, wo sich die Tomate außerordentlich stark entwickelt; oft ist die Pflanze von oben bis unten mit Früchten behangen und hat eine schwere Last zu tragen, so daß die gewöhnliche Art des Anbindens an den eingestekten Pfahl bei weitem nicht genügt. Man bindet deshalb an verschiedenen Stellen des Pfahls in der Weise an, daß man Bast oder Stoffstreifen zuerst an den Pfahl knotet und dann in einer Schlinge unter einem Blatt der Pflanze hindurchführt, hier allerdings etwas lockerer, damit das Wachstum nicht unterbunden wird. Die Tomatenblätter sind so groß und fest, daß sie nicht durch die Schlinge hindurchrutschen können. Ist diese Art der Befestigung in verschiedenen Höhen angebracht, so hat die Pflanze einen festen Halt und kann sich demzufolge sehr gut entwickeln. Das sog. „Absaden“ kann auch dadurch verhindert werden, indem man Nägel in die Steden einreibt und die Lasten somit gleichsam aufgehängt werden. Auf diese einfache Weise besteht keine Gefahr des Hinuntergleitens. Bei mehrtriebigen Tomatenstöcken ist es vorteilhaft, gelegentlich einen zweiten Pfahl einzutreiben und die Triebe daran zu befestigen; selbst eine Schrägstellung des zweiten Pfahls bietet große Vorteile, die Last wird auf diese Weise vom Haupttrieb genommen und ein Abrutschen verhindert. Durch das Absaden wird der Hauptteil der Pflanze in der Regel etwa 15 Zentimeter über dem Boden gefickt, der Saffitrom unterbunden und ein weiteres gutes Gedeihen und Ausreifen der Früchte wird, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch ganz außerordentlich beeinträchtigt. S. A.

Gemüsemüdigkeit des Bodens. Wird jahrelang hintereinander auf ein- und derselben Stelle Gemüse gepflanzt, so will auf dem betreffenden Stück Land auch bei bester Düngung kein Gemüse mehr richtig wachsen. Diese Gemüsemüdigkeit des Bodens wird nur durch tiefes Rigolen gehoben, das neuen Grund an die Stelle des verbrauchten Grundes bringt. Die Gemüse lieben fetten, humusreichen, kalkhaltigen Boden. Man bringe daher im Winter Latrine, Jauche, Dünger und Kompost in den Garten, so viel nur eben zur Verfügung steht. Kommt noch etwas künstlicher Dünger hinzu, so wird die Gemüsemüdigkeit bald einer Gemüsefreudigkeit weichen.

Aerztlicher Ratgeber

Sämtliche Anfragen sind an die Redaktion des „Aufstieg“, Monbijoustrasse 61, Bern, einzusenden und werden an dieser Stelle kostenlos beantwortet. Eine direkte Beantwortung an die Abonnenten findet nicht statt und Anonymes kann nicht berücksichtigt werden. Strengste Diskretion. Jeder Anfrage ist 20 Rp. Porto beizulegen.

Erkrankung der Harnwege. Anfrage 519: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Groß Ihrem genauen Bericht haben Sie nicht mitgeteilt, welcher Art die Operation war. Doch muß ich nach der ganzen Krankengeschichte annehmen, daß es entweder eine Operation der Vorsteherdrüse oder der Harnröhre war. Leider kann ich Ihnen nur wenig Gutes berichten. Fisteln nach solchen Operationen nicht selten zurück. Die Hauptsache ist aber die erneute Schwierigkeit beim Wasserlösen. Das dauernde Katheterisieren, das ja leider nicht zu umgehen ist, führt

doch bei einer solchen Erkrankung über kurz oder lang zu Entzündungen der Harnwege und der Harnblase. Die Aussicht auf eine eigentliche Heilung ist kaum vorhanden. Was man in einem solchen Fall und diesem Alter machen kann, ist nur Erleichtern der Beschwerden und Schmerzen durch Schmerzmittel, Katheterisieren, entzündungshemmende und bakterientötende Waschenpflüngen usw. Der unangenehme Zustand kann längere Zeit andauern. Ich würde nicht raten, die Spitalbehandlung zu unterbrechen. Auch ein Wechsel des Spezialisten wird leider nicht viel nützen, sondern nur größere Ausgaben mit sich bringen.

Dr. M., Bz.

Graphologie

Abonementen, die ihre Schrift graphologisch begutachten lassen wollen, haben minimal 20 Zeilen mit Tinte geschrieben, unter Angabe von Alter und Beruf und mit einem Kennwort versehen, sowie unter Beilage von Fr. 1.50 in Marken an die Redaktion des „Aufstieg“, Monbijoustrasse 61, Bern, einzuschicken. (Anfrage ohne Markenbeilage werden nicht erledigt.) Für Rücksendung von Schriftproben ist ein adressiertes und frankiertes Retourkuvert beizulegen.

Renate: Eine impulsive, tatkräftige, aber auch etwas rechtshaberische und kritischflüchtige Frau, die sich nicht viel gefallen läßt und ihrem Vergeltungsbedürfnis oft zu sehr Duldung gibt. Sie kann sehr heftig und oft etwas trivial werden und nimmt, im Streit, sich durchzusetzen, auf andere nicht immer gebührend Rücksicht. Aber sie ist in allem gründlich und nach außen sehr bestimmt, ziemlich weitsichtig und sehr lernbegierig, sie legt wenig Wert auf Neußeres und läßt sich auch nicht davon beeindrucken, hingegen weiß sie, was gut ist, aber ihre Genußfähigkeit mutet oft etwas primitiv an.

Andreas: Die Schrift zeigt viel Natürlichkeit und Offenheit, Selbstständigkeit des Urteils und eine hemeritenswerte Sachlichkeit und Mäßigkeit in allen Dingen. Ein Mensch, der nicht planlos handelt, sondern sehr vorsichtig ist und sich in nichts hineinstürzt. Er hat trotzdem viel Gefühlswärme, allerdings auch in Bezug auf sich selbst, er ist sehr auf sein Wohl bedacht und versteht es auch, aus allem Nutzen zu ziehen. Gegenüber andern ist er wohlwollend, sehr verträglich, aber etwas zu passiv, und wenn man etwas von ihm will, muß man ihn meistens zuerst „stipfen“.

Buenos-Aires: Ein sehr aufrichtiges, feinfühliges und anscheinungsames Menschenkind, das aber auch etwas leichtgläubig ist, sich sehr beeinflussen läßt und nicht immer genug Widerstandskraft aufbringt. Es geht den Dingen etwas zu wenig auf den Grund und wird leicht oberflächlich, sobald es sich glücklich fühlt. Im übrigen zeigt die Schrift viel Gewandtheit und einen guten Geschmack, große Friedliebe, Bescheidenheit und Sauberkeit in allen Dingen.

Pontrefina: Der Schreiber ist nicht un-intelligent, aber ein unbestimmter Charakter, mit wenig Männlichkeit, sehr unaufrecht und veränderlich, zum Lügen geneigt und ohne Ausdauer. Er fängt wohl manches an und prübelt an diesem herum, aber er macht kaum etwas fertig, hat auch wenig Ordnungsgefühl und sowohl vor sich selbst, wie vor andern keinen Respekt. Wenn er selber von sich sagt, daß er ein leichtlebiger Mensch sei und sich schäme, so muß man das nicht so ernst nehmen, denn er kann sich mit derselben Unaufrichtigkeit und Spielerei wichtig machen, wie sich selbst tabeln. Er ist ein Mensch, der ein bißchen von allem Guten und Schlechten an sich hat, was es an Tugenden und Untugenden überhaupt geben kann, bei dem aber nichts wirklich entwickelt ist.

Schnoz: Der Schreiber ist sehr intelligent, ziemlich kritischflüchtig und erlebnisfreudig, er hat Phantasie und Geschmack, ist aber auch etwas

rechtshaberisch, ziemlich eitel und wenig anpassungsfähig. Seine Frühreife hat ihn etwas überheblich gemacht, wohl ist sein soziales und moralisches Bewußtsein äußerst ausgeprägt, er ist keine Alltagsfliege und zeigt geistige Originalität, aber er ist trotzdem ein großer Egoist, der fast immer nur an seine eigenen Bedürfnisse denkt und für andere noch nichts geopfert hat.

Robinson: Die Schrift zeigt einen ernst beanlagten, aber wenig anpassungsfähigen, etwas eigenwilligen Menschen, der die Dinge oft verkompliziert, sich nach außen etwas gekünstelt und manieriert benimmt und vor wichtigen Entschlüssen eigentlich immer zurückschreckt. Er ist ein Mensch, der gerne etwas erreichen möchte, aber dafür keine Opfer bringen kann und nichts in die Waagschale legen will, so daß eben auch wenig herauskommt. Er kommt nur schwer über sich selber hinaus und läßt sich wiederum nicht gern belehren, er hängt an Prinzipien und an Unfruchtbarem und ist in allem mehr Theoretiker als Praktiker.

In seinen täglichen Pflichten, in der Arbeit, und in geschäftlichen Dingen befreit er sich aber großer Korrektheit und Sauberkeit, und häufig zeigt er sogar ausgeprägte Bedanterie.

Paris: Wird persönlich beantwortet.

Suz-Beatrice: Ein sehr ordnungsliebendes, nüchternes und ernsthaft beanlagtes Mädchen von ausgeprägtem Pflichtbewußtsein. Keine Vielrednerin, nach außen eher etwas gehemmt und von starkem Widerwillen gegen jede Art Liebertreibung. Die Schreiberin hat wenig Phantasie, aber doch Gemüt, nur sind ihre Ausdrucksäußerungen nicht lebhaft, sie liebt es, alles, was sie sieht und erlebt, still für sich zu bewahren, oft nur zu sehr für sich allein, sie hat keine heftigen Wünsche und versteht es auch, aus Wenigem etwas zu gewinnen.

Veiden: Hier ist viel Offenheit und Bestimmtheit, eine Frau, die kein Blatt vor den Mund nimmt und andern sogar sehr gerne die Meinung sagt, oft mehr als unbedingt notwendig wäre, jedenfalls müßte sie besser im rechten Moment schweigen können. Sie meint es aber mit andern stets gut, zeigt viel Mitgefühl und einen gewissen Weitblick. Sie ist aber durchaus undiplomatisch, pläzt oft mit der Tür in die Stube hinein, und es ist ihr überhaupt nicht wohl, wenn nicht irgend „etwas los“ ist. Sie will stets das Bewußtsein haben, daß sie gebraucht wird und daß man auf ihre Meinung Gewicht legt. Belehren läßt sie sich aber nur schwer, sie ist sehr selbstbewußt, aber ohne jede Prahlerei.

Juristischer Ratgeber

Sämtliche Anfragen sind an die Redaktion des „Aufstieg“, Monbijoustrasse 61, Bern, einzusenden und werden an dieser Stelle kostenlos beantwortet. Eine direkte Beantwortung an die Abonnenten findet nicht statt und Anonymes kann nicht berücksichtigt werden. Strengste Diskretion. Jeder Anfrage ist 20 Rp. Porto beizulegen.

Anfragen sind kurz zu halten, unter Weglassung aller Details; man beschränke sich nur auf das Wesentliche.

S. R. in A. Frage 844: Betreffend Rekursmöglichkeiten gegen Beschlüsse der Armenbehörden. Weggelassen.

Antwort: Sie beklagen sich, daß gegen Beschlüsse der Armenfürsorgebehörden (im Gegensatz zu der Ordnung bei der Arbeitslosenversicherung) keinerlei Rekursmöglichkeiten bestehen. Dies ist speziell in Ihrem Kanton nicht zutreffend. Armenbehörde in erster Instanz ist die vom Wohngemeinderat bestellte Spezialkommission. Verfügungen dieser Kommission unterliegen der Aufsicht des Gemeinderates, der hier die Funktion einer Aufsichtsbehörde ausübt. Gegen die Verfügungen des Gemeinderats ist die Beschwerde an das Bezirksamt zulässig. Die Entscheidung des letztern

endlich kann innert 14 Tagen an das Departement des Innern, bzw. den Gesamtregerungsrat weitergezogen werden. Es liegt also auch hier ein vollständiger und geordneter Instanzenzug vor. Zu einem Appell an die Oeffentlichkeit gegen einen rechtlosen Zustand besteht daher kein Anlaß.

E. R. in B. Frage 845: Betreffend Zulässigkeit der Entscheidung eines Verbandes.

Antwort: Dem Brief des Verbandes entnehme ich, daß Ihr Gesuch um Aufnahme in den Verband offenbar abgewiesen ist. Hiergegen gibt es gesetzlich keine Möglichkeit zum Einschreiten, denn der Verband hat keine amtliche Funktion, sondern ist ein privater Verband, der seine Entschlüsse über die Aufnahme von Mitgliedern frei bestimmen kann. Ich gebe zu, daß der Entscheid für Sie harte Folgen hat. Dagegen verstößt er im Sinne des Rechtes nicht gegen die Gewerbefreiheit. Die in der Verfassung garantierte Gewerbefreiheit besagt nur, daß der Staat die Freiheit des Gewerbes grundsätzlich nicht beschränken darf. Der Beschluß des Verbandes ist aber kein staatlicher Entscheid, sondern ein privater. Daß durch die große Macht der Verbände allerdings nicht selten die private Existenz des einzelnen entscheidend beeinflusst und beschränkt werden kann, ist leider eine Tatsache. Die Beseitigung dieser Zustände ist jedoch nach geltendem Recht nicht möglich, dies muß vielmehr der vernünftigen Neuordnung durch spätere Gesetze vorbehalten bleiben.

L. und G. E. in B. Frage 846: Wird auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Was Sie beide verdienen, fällt, da Sie noch minderjährig sind, solange Sie mit den Eltern in gemeinsamem Haushalt leben, an die Eltern. Andererseits sind die Eltern verpflichtet, Ihnen nicht nur Kost und Logis, sondern auch Kleider usw. zu geben. Daneben haben Sie in Ihrem Alter zweifellos Anspruch auf ein Taschengeld von etwa 15 bis 20 Fr. pro Monat jedes. Selbstverständlich müssen aus dem Taschengeld nur kleine persönliche Anschaffungen und Vergnügungen bestritten werden, niemals aber die Auslagen für Kleider und Schuhe. Diese sind von den Eltern zu bezahlen.

J. L. in M. Frage 847: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Wenn Sie vom Juni 1927 bis 7. April 1936 in Ihrem Geschäft tätig waren und Ihre Firma dem Fabrikgesetz nicht untersteht, so haben Sie Anspruch auf zwei monatliche Kündigung. Wird Ihnen diese verweigert, so wenden Sie sich an das Gewerbegericht.

E. G. in St. G. Frage 848: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Ihre Ausführungen bezüglich der Hochbuchbestellung sind richtig und zutreffend. Bringen Sie diese Argumentation vor dem Richter vor, falls es zum Prozeß kommt. Ob Sie Ihrerseits mit einer Klage wegen Betrugs gegen die Firma vorgehen sollen, kann ich ohne weitere Angaben über die Firma selbst (nicht über den Reisenden) nicht beurteilen. Ohne weiteres belastendes Material würde ich die Strafflage oder die Publikation in Zeitungen nicht empfehlen, da der Schaden, den Sie dadurch der Firma eventuell zufügen, in keinem Verhältnis zu dem Ihnen zugefügten Nachteil stehen würde. Ich würde daher vorläufig von unbesonnenen Handlungen abraten. Eine Lagergebühr von 30 Rappen pro Monat für das Buch dürfen Sie nicht berechnen.

R. Sch. in S. Frage 849: Betreffend Krankentasse in B. Weggelassen.

Antwort: Wenn Sie den Wohnsitz in B. nicht aufgeben und die Stelle in A. wirklich nur probeweise angetreten haben, so hat Ihre alte Krankentasse für den Krankheitsfall aufzukommen. Mit der vorübergehenden Aufenthaltüberlegung bei probeweiser Anstellung ist nach der Praxis eine Aufhebung des Wohn-

fißes nicht verbunden. Waren Sie aber im Zeitpunkt des Eintritts der Krankheit noch nicht in B. wohnhaft, so war die dortige Krankenkasse für Sie noch in Kraft.

H. S. in B. Frage 850: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Durch den Tod des Erblassers werden die Erben sofort Eigentümer des Erbvermögens. Die Pflicht zur Versteuerung beginnt daher im Augenblick des Todes, der zeitlich und rechtlich mit dem Erwerb des Vermögens zusammenfällt. Daß aus technischen Gründen sehr oft die Verteilung der Erbschaft längere Zeit dauert und der Erbe erst nach einiger Zeit, in Ihrem Fall nach über einem Jahr, praktisch in den Besitz der Erbschaft gelangt, spielt rechtlich, insbesondere steuerrechtlich keine Rolle. Die Steuerbehörde kann daher rückwirkend die Versteuerung des Erbvermögens vom Mai 1935 an verlangen.

H. S. in L. Frage 851: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Der Unterstützungsbeitrag von 125 Fr. pro Monat ist klein, wenn die Miete inbegriffen ist. Ich nehme jedoch an, daß dieser Ansatz in Ihrem Kanton üblich ist. Ob es möglich sein wird, durch Rekurs an die Aufsichtsbehörde (insbesondere das Departement des Gemeindefinanzwesens in L. oder an den Regierungsrat) den Unterstützungsbeitrag zu erhöhen, weiß ich nicht sicher. Vielleicht läßt sich durch ein Bittgesuch, in welchem die unverschuldete traurige Lage Ihres Bruders geschildert wird, für eine gewisse vorübergehende Zeit die Erhöhung der Unterstützung erreichen. Dabei wird es von Bedeutung sein, daß Ihr Bruder einen guten Leumund besitzt und noch nie unterstützt wurde.

G. H. in A. Frage 852: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: 1. Ein Kostgeld in bestimmter Höhe ist im Gesetz nicht vorgesehen. Es kommt darauf an, wie groß die Bedürfnisse Ihrer Schwester sind, ob sie viel Pflege benötigt usw. Einen andern Weg als über die ordentlichen Waisenbehörden gibt es nicht. Falls Sie mit der Entscheidung über die Höhe des Geldes nicht einverstanden sind, so können Sie ja den Aufenthalt Ihrer Schwester bei Ihnen ablehnen, da sie ja, wie Sie schreiben, Vermögen hat und daher auch anderweitig Wohnung nehmen kann.

2. Die „Absetzung“, oder wie es richtig heißt, die Amtsenthebung des Vermunds ist von der Vormundschaftsbehörde zu verfügen, wenn sich ein Vormund einer groben Nachlässigkeit oder eines Mißbrauchs seiner amtlichen Befugnisse schuldig macht, ferner auch, wenn er seinen vormundschaftlichen Pflichten nicht genügt und die Interessen des Bevormundeten gefährdet sind. Die Amtsenthebung kann von jedermann, der ein Interesse hat, beantragt werden. Im vorliegenden Fall werden Sie, wenn Sie dieses Verfahren gegen den Vormund beantragen, zur Begründung auf den fahrlässig verschuldeten Verlust eines Teils des Mündelvermögens hinzuweisen haben.

3. Für den Schaden, den der Vormund bei der Ausübung seines Amtes absichtlich oder fahrlässig verschuldet, ist der Vormund verantwortlich. Hier hat der Vormund einen Teil des Mündelvermögens bei einer guten Bank abgehoben und auf einer andern Bank, um mehr Zins zu erlangen, angelegt. Das Vermögen ist wahrscheinlich verloren. Ob der Vormund hier nun schuldhaft gehandelt hat, hängt davon ab, ob er sich pflichtgemäß vor der Neuanlage des Geldes über den Stand der Bank orientiert hat. Nach dem Gesetz hat der Vormund bares Geld beförderlich in einer von der Vormundschaftsbehörde oder durch kantonale Verordnung hierfür bezeichneten Kasse anzulegen. Sie schreiben nicht, bei welcher Bank das nunmehr verlorene Vermögen angelegt worden ist, so daß eine Beurteilung des Falles ohnehin nicht möglich ist. Immerhin darf die Vermutung ausgesprochen wer-

den, daß es sich nicht um eine Bank handelt, die den Vorschriften über mündelsichere Anlagen entspricht; ist dies aber nicht der Fall, dann haftet der Vormund, und wenn die Vormundschaftsbehörde davon wußte, auch die letztere für den entstandenen Schaden.

4. Sie können den Schaden gegenüber dem Vormund nach Beendigung der Amtszeit entweder selbständig auf dem Klagewege geltend machen, oder bei der Teilung des schweizerischen Nachlasses dem Bruder, der gleichzeitig Vormund war, den entstandenen Schaden auf sein Erbteil in Anrechnung bringen.

Frau S. in B. Frage 853: Auf Wunsch weggelassen.

Antwort: Durch die frühere Scheidung ist die güterrechtliche Auseinandersetzung klar vollzogen und die Ihnen zugewiesenen Gegenstände sind Ihr Eigentum geworden. Daran hat sich nun durch die Wiederverheiratung nichts geändert, und im Falle einer Pfändung, die gegen den Mann angestrengt wird, kann Ihnen nichts genommen werden. Sie können sich mit Erfolg auf Ihr durch die Scheidung festgestelltes Eigentum berufen. Was die Arztrechnung betrifft, so ist es klar, daß der Arzt Sie für den Rest der unbegahlten Rechnung noch belangen kann. Eine Arztrechnung verzählet erst nach fünf Jahren.

Kleintierzucht

Hunddressur. Ich habe einen Deutschen Schäferhund, 15 Monate alt; er ist gut dressiert. Nun möchte ich ihn auf Spuren dressieren; wie macht man das? Für eine diesbezügliche Auskunft wäre ich sehr dankbar.

Schriftliche Antworten richtet man gef. an die Redaktion des „Aufstieg“, Monbijoustr. 61, Bern.

Angezieferbekämpfung beim Geflügel. Verhüten ist leichter als helfen. Mutter Natur hat die Plagegeister unjeres Geflügels mit solch starker Lebenskraft und einer überragenden Fähigkeit, sich schnell zu vermehren, ausgestattet, daß man meinen könnte, es sei das geschehen, um unsern Tieren das Leben recht schwer zu machen. Weiter kommt hinzu, daß manche Plagegeister wegen ihrer Winzigkeit mit bloßem Auge gar nicht zu sehen sind und man erst dann auf sie aufmerksam wird, wenn sie sich schon so fest eingemischt haben, wie zum Beispiel die Krätzmilbe, oder weil sie ihr Unwesen nur nachts treiben, infolgedessen nur bei gründlicher Stallrevision gefunden werden, und meist auch nur dann, wenn sie sich in großen Mengen und schon kolonienbildend eingemischt haben.

Relativ am leichtesten sind die Federmilben und die Läuse zu erkennen und zu bekämpfen, weil diese Angeziefer ihr Unwesen ständig am Körper des Tieres ausüben; diese sind beim Zurückstreifen des Gefieders sehr leicht zu entdecken. Die Milben sind über den ganzen Körper verbreitet, sammeln sich aber besonders unter den Flügeln, unter den Schwanzfedern, auch am Kopf und Hals, und können diese Quälgeister besonders den Rücken recht lästig werden.

Als Gegenmittel sind die besonders befallenen Stellen schwach einzufetten oder mit Speiseöl oder Vaseline — gut ist dabei, diesen Mitteln einige Tropfen Anisöl zuzusetzen — einzuschmieren. Ratsam und sehr vorteilhaft ist es, wenn man die Eierklumpen soweit wie möglich ausschneidet und diese verbrennt. Dann in Zwischenzeiten von etwa 8 Tagen mit einem guten Insektenpulver mittels eines Ballongersäubers gut einstäubt und im Stall oder in nächster Nähe ein leicht zugängliches Staubbad herrichtet, welches vor Mäße und Zugluft geschützt ist. Von Zeit zu Zeit nehme man bei den Tieren Stichproben vor, ob die Prozedur von Erfolg war. Nötigenfalls muß man sie wiederholen.

Bei der Krätzmilbe heißt es: „An ihren

Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Sie treiben ihr finstere Gewerbe und Arbeit an den Läuften, zwischen und unter den Schuppen, treiben schließlich die Schuppen hoch und bilden Krusten und Borsten, die nicht selten auch zur Lahmheit führen. Gegenmittel sind Aufweichen der Krusten und Borsten durch Schmierseife, mindestens durch 24 Stunden, eventuell auch wiederholen. Die gelockerten Krusten mit einem Holzstäbchen vorsichtig entfernen. Dann muß man mit der Vernichtung der eigentlichen Milben beginnen. Dazu reibt man die Läufe bis zum Unterschenkel hin und auch die Beine mit einem Spezialmittel ein; auch Karbolium und Obstbaum-Karbolium — letzteres bei entsprechender Vorsicht — kann dazu verwendet werden. Am besten wird diese Arbeit morgens vorgenommen, damit sich die starke Ausdünstung über Tag etwas verliert.

Nebenher muß aber auch eine gründliche Reinigung der Sitzstangen und aller im Stalle befindlichen Holzteile mit heißer Sodalauge vorgenommen werden. Minderwertige oder leicht erfekbare Holzteile sind am besten neu zu ersetzen, die alten aber unbedingt gleich zu verbrennen. Den Anstrich des Holzes am besten mit Karbolium durchzuführen.

Am schwersten zu bekämpfen ist die eigentliche Geflügelmilbe, weil sie das Geflügel nur nachts befällt, am Tage die verstecktesten Schlupfwinkel aufsucht, monatelang ohne Nahrung bleiben kann und gleichsam durch einen Schuppenpanzer vor mancherlei Angriffen von außen her von Natur aus geschützt ist. Dabei hat diese Milbe die Fähigkeit zu reichster Eiablage, und ihre Nachkommen sind sehr bald wieder fortpflanzungsfähig. Im gefättigten Zustand erscheint diese Milbe knallrot, voll vom Blut des ausgesaugten Geflügels, später erscheint sie uns blaßgelb. Sie lieben es, sich tagsüber herbenweise in den Ritzen des Holzwerkes aufzuhalten und verlassen erst nachts diese Schlupfwinkel, um auf Raub auszugehen. Dann aber sind sie sehr emsig und verlassen ihren „Gastgeber“ erst dann, wenn sie sich prall vollgesogen haben, und kehren erst bei Tagesanbruch wieder in ihr Versteck zurück.

Gegenmittel sind so viele angegriffen, wenige aber nur wirksam. Die wirksamen sind meist teuer. Am tobringendsten für diese Plagegeister ist noch eine 15prozentige Kreosolseifenlösung in Regenwasser. Damit soll nicht gesagt sein, daß andere Mittel nicht verwendbar wären, aber entweder sind sie zu teuer, oder zu umständlich in der Handhabung, weil sich die Milben meistens ihrer Wirksamkeit zu entziehen wissen. Obgenanntes Mittel wird mit einem breiten Pinsel auf das Holzwerk gestrichen. Anstrich der Holzteile mit Karbolium, vermischt mit Petroleum und Kalbmilch, ist sehr gut.

Am meisten gefährdet, von derlei Angeziefer befallen zu werden, sind ohne Zweifel die Hühner in allen Altersstufen, am meisten aber in der Jugend. Weniger angefallen wird das Wassergeflügel infolge seiner verschiedenen Lebensgewohnheiten. Küden wiederum sind am meisten von Milben und Federlingen, alte häufiger von Kalbweilmilben befallen. Eine einfache Art, einigermaßen die Vermehrung dieser Milben einzudämmen, liegt darin, wenn man einen ausgebrannten Stab von Holunderstrauch als Schlaf-, bzw. Sitzgelegenheit benützt, einige kleine Löcher an den Seiten anbringt, damit die Räuber, in der Meinung, sich darin gut verstecken zu können, hineintröckeln. Die Milben verkröchen sich auch bei Tagesgrauen in diese hohle Stange. Wenn man dann jeden Morgen einen solchen Holunderstock auf weißem Papier ausklopft, dann kann man wirklich sein „totcs“ Wunder erleben. Man wird viele hunderte der ausgesaugten Milben müßelos dem Feuer übergeben können.

Unsere besten Gehilfen aber beim Kampf gegen das Angeziefer sind und bleiben stets: Sonne, Licht, Luft und Reinlichkeit. L—W.

Literatur

Neue Gildenbücher. Im Juliheft ihrer Monatsschrift kündigt die Büchergilde Gutenberg drei Neu-Ausgaben an, auf die hiermit ganz besonders hingewiesen sei.

Als billiges Sommerbuch erscheint Anfang Juli der Roman von C.F. Ramuz: *Farinet oder das falsche Geld*, das Buch der Freiheitsliebe und des Unabhängigkeitsdranges, ein herbes, männliches Buch voll zarter Schönheit. C.F. Ramuz selber wie auch W.J. Guggenheim, der Uebersetzer, haben für die Gildenleser Einführungen zu dem Roman geschrieben.

Als neuer Autor wird in der «Büchergilde» Jean Giono vorgestellt, der erfolgreiche und originelle Franzose, der wie selten einer den Reichtum ländlichen Lebens vor uns hinzubringen versteht. Sein Buch «*Vom wahren Reichtum*» lässt er mit 112 wunderschönen Photographien erscheinen, die das Bild jener Gegend vermitteln, in der er eine neue Freude und eine neue Freiheit fand.

In der «Novelle vom Zusammenleben» schildert Upton Sinclair die amerikanischen Arbeitslosen auf dem Wege zur Selbsthilfe. R.J. Humm widmet diesem fesselnden Volksbuch, «*Co-op*» betitelt, und seinem Autor einen bedeutsamen Artikel, der, wie übrigens das gesamte Gildenheft, der Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde bestens empfohlen sei.

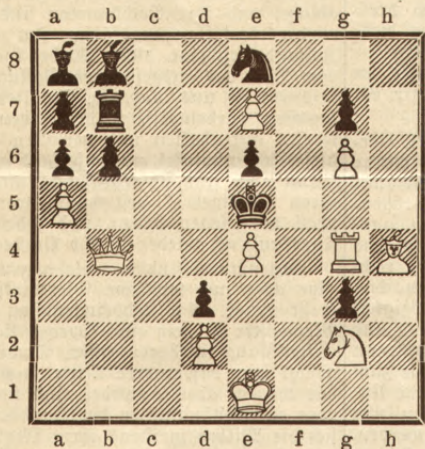
Schach-Spalte

Problem Nr. 500.

V. Marin, Barcelona.

I. Preis im Problemturnier Frankreich-Spanien.

Schwarz: Ke5, Tb7, La8, b8, Se8, Ba6, a7, b6, d3, e6, g3, g7 = 12.



Weiss: Ke1, Db4, Tg4, Lh4, Sg2, Ba5, d2, e4, e7, g6 = 10.

Matt in 3 Zügen.

Lösungen a A. Michel, Greyerzstrasse 82, Bern.

Lösung von Problem Nr. 498.

Von K. Wangel, Basel.

1. Df7—f2 Th6×b6. 2. Te3—c3♯.

1. — — Le4×d5. 2. Sc1—d3♯.

1. — — b5—b4. 2. a3×b4♯.

Richtige Lösungen: K. Letze, Basel; Hs. Hausammann, Olten; G. Giger, Niederlenz; E. Andrist, Thun; Eug. Castiglioni, Allschwil; Chr. Knoll, Agerten; Max Malz, Zürich; W. Balsiger, Fr. Spitler, G. Reusser, Bern.

Partie Nr. 473.

Gespielt im Turnier zu Ostende 1937.

Abgelehntes Damengambit.

Weiss: P. Keres.

Schwarz: R. Fine.

1. Sg1—f3 d7—d5. 2. d2—d4 Sg8—f6. 3. e2—c4 e7—e6. 4. Sb1—c3 c7—c5. (Von Fine wird diese Idee Dr. Tarraschs neuerdings mit Vorliebe angewendet.) 5. c4×d5 Sf6×d5. 6. e2—e4 Sd5×c3. 7. b2×c3 c5×d4. 8. c3×d4 Lf8—b4+. 9. Lc1—d2 Lb4×d2+. 10. Dd1×d2 0—0. 11. Lf1—c4 Sb8—d7. 12. 0—0 b7—b6. 13. Ta1—d1 Lc8—b7. 14. Tf1—e1 Ta8—c8. 15. Lc4—b3 Sd7—f6. 16. Dd2—f4 Dd8—c7. 17. Df4—h4! Tf8—d8. 18. Te1—c3 b6—b5. 19. Td1—e1 a7—a5. 20. a2—a4 b5—b4. 21. d4—d5!! e6×d5. 22. e4—e5 Sf6—d7. 23. Sf3—g5 Sd7—f8. 24. Sg5×h7! Sf8×h7. 25. Te3—h3 Dc7—c1. 26. Dh4×h7+ Kg8—f8. 27. Th3—e3 d5—d4. 28. Dh7—h8+ Kf8—e7. 29. Dh8×g7 Td8—f8. 30. Dg7

—f6+ Ke7—e8. 31. e5—e6!! Aufgegeben. (Denn nach 31. d×e3 folgt 32. ef7+ Kd7. 33. De6+ Kd8. 34. Dd6♯. Oder 33... Kc7. 34. T×D+ usw.)

Zur Kurzweil

Standpunkt der Eva. Kitty hat eingekauft. Einen Frühjahrspeiz. Zwei Frühjahrskleider. Drei Frühjahrschüte. Vier Frühjahrschuhe. Fünf Handtaschen, Schleier, Schals, Strümpfe und was noch alles. Der gute Gatte musste die ganzen Pakete tragen. Er stöhnte unter der Last.

«Was stöhnst du, Egon?»

«Zu schwer! Zu schwer!»

Sagte Kitty: «Das verstehe ich nicht! Du als starker Mann stöhnst, wenn du das Ganze nur zehn Minuten tragen musst — und ich muss es die ganze Saison hindurch tragen!»

Begreiflicher Wunsch. Der Hausierer kam mit dem Fleckwegwasser. Die Hausfrau wies ihm die Tür. Der Hausierer wich nicht. «Mit meinem Wasser verschwindet sofort alles!»

«Ich möchte es versuchen.»

«Gern. An was?»

Die Hausfrau sagte: «An Ihnen!»

Erziehung. Mümmchen zankt mit ihrer Puppe. «Wenn du nicht brav bist, musst du sofort ins Bett! Aber ich mache es nicht so wie Mutti und gebe dann nach!»

Rätsel-Ecke

Rösselsprung.

sein	das	keit	so	fehlt		deint	o	und	durch	blit
chen	so	zu	nicht	nig	um	dann	ha	uns	zen	das
zu	wie	biss	um	froh	uns	ge	sehn	zweit	was	und
vö	kleid	frei	wir	und	klei	ben	nur	ren	gar	all
so	sein	die	ne	die	volk	weit	das	ge	ben	beit
die	gel	um	ne	wind	breit	wit	äh	ei	als	e
	schön	wie	sind	ei	son	und	tern	blau	ar	mein
	vö	sein	von	und	ter	wir	ne	den	mein	ben
zu	ri	sind	nur	nur	gen	beits	wind	wit	wir	ber
gel	wie	deh	re	mann	der	uns	zeit	klei	und	nichts
chard	nur	vö	zeit	fehlt	nur	ne	ar	und	fehlt	weib
die	mel	wenn	sind	ben	tags	ha	der	keit	kind	kind
zeit	gel	ha	sonn	zeit	bett	die	e	ben	gehn	uns
wir	wir	nur	ein	durch			wir	fel	wig	ein
										mein

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Partisane. 6. Ixon. 7. Aa. 9. Zar. 10. Kalb. 11. Kab. 15. Opfer. 18. Sterz. 19. Rabe. 20. Eros. 21. Fidel. 22. Pasta. 24. Ihr. 27. Lore. 29. Ott. 31. Or. 32. Rente. 33. Isolation. Senkrecht: 1. Piz. 2. Axar. 3. Inka. 4. Aal. 5. Nab. 8. Makrele. 10a. Abo. 11. Karst. 12. Rebe. 13. Asepsis. 14. Keos. 16. Prior. 17. Fade. 23. Air. 25. Hera.

Vertreter gesucht

zur Abonnentenwerbung für die illustrierte Familienzeitschrift „Der Aufstieg“ bei guter Bezahlung

Rührige, zuverlässige Personen wollen sich unter Ausweis über ihre bisherige Tätigkeit melden beim Verlag „Der Aufstieg“, Monbijoustrasse 61 in Bern.

Nichtbetriebsunfallversicherung und die Benützung von Kraftfahrzeugen

Von E. Joho.

Bekanntlich sind seit 1. Januar 1932 alle Nichtbetriebsunfälle bei Benützung eines Motorfahrzeuges von der Versicherung ausgeschlossen, sofern es sich nicht um Unfälle handelt, die bei Benützung eines dem öffentlichen Verkehr dienenden Kraftfahrzeuges vorkommen.

Ueber den Geltungsbereich dieses Verwaltungsratsbeschlusses der Suva herrscht vielfach noch Unklarheit. Es wird gut sein, wenn wir wieder einmal feststellen, was versichert ist bei Benützung eines Motorfahrzeuges.

Vorerst sei festgestellt, dass alle Unfälle, die einem Chauffeur beim Lenken eines Motorfahrzeuges im Dienste eines versicherten Betriebsinhabers zustossen, als Betriebsunfälle gelten und deshalb ohne weiteres versichert sind, auch wenn der Chauffeur im Auftrag des Betriebsinhabers aussergeschäftliche Fahrten ausführt, zum Beispiel Ausfahrten mit der Familie des Betriebsinhabers. Dagegen sind weder in der Betriebs- noch in der Nichtbetriebsunfallversicherung versichert, alle Fahrten in persönlichen Angelegenheiten, die ein Chauffeur mit dem Wagen des Betriebsinhabers, mit oder ohne dessen Einverständnis, unternimmt.

Grundsätzlich sind die Nichtbetriebsunfälle von der Versicherung ausgeschlossen, wenn sie sich ereignen bei einem nicht dem öffentlichen Verkehr dienenden Kraftfahrzeug. Demnach sind also nicht versichert Unfälle, die vorkommen bei der regelmässigen Benützung von *privaten Autos und Motorrädern*, gleichgültig ob der Verunfallte Führer oder nur Mitfahrer ist. Dabei gibt es einige Ausnahmen, die wohl zu beachten sind:

Mitfahren in einem Auto ist versichert, wenn der Verunfallte nachweisen kann, dass es sich um ein *gelegentliches Mitfahren* handelte. Wer regelmässig mit einem Motorkraftzeug, sei es als Führer oder Mitfahrer, zur Arbeit fährt, ist für Unfälle, die ihm dabei zustossen, bei der SUVA nicht versichert, dagegen jener Arbeiter oder Angestellte, der von einem Autofahrer ausnahmsweise einmal zu einer Autofahrt eingeladen oder auf dem Heimweg mitgenommen wird, dann ist er versichert. Dabei gilt nur das gelegentliche Mitfahren im *Auto* als versichert, nicht aber auf Motorrädern oder in Flugzeugen.

Unfälle bei Benützung eines dem *öffentlichen Verkehr dienenden* Kraftfahrzeuges sind versichert. Dazu gehören alle Unfälle bei Benützung von Taxi, privater Reiseunternehmen (Car alpin usw.), der öffentlichen Transportunternehmen (Post, städt. Omnibusse usw.) und des kursmässigen Flugverkehrs. Nicht versichert sind Sport- und Vergnügensflüge, auch wenn sie in einem Flugzeug einer konzessionierten Fluggesellschaft vorgenommen werden.

Als versichert gelten ferner alle Unfälle, die *Feuerwehrlenten* bei Benützung eines Kraftfahrzeuges, sowohl bei Uebungen wie bei Brandfällen zustossen.

Versichert sind grundsätzlich alle Unfälle mit *Motorbooten*, sei es als Lenker oder als Mitfahrer.

In Abgrenzung des Begriffes dienstliche oder ausserdienstliche Benützung eines Kraftfahrzeuges ist mit dem Verband schweiz. Elektrizitätswerke für deren Personal vereinbart worden, dass der Betriebsunfallversicherung unterstellt sind:

a) alle Kraftfahrerunfälle, die den Angestellten eines Elektrizitätswerkes zustossen, wenn das Fahrzeug dem Werke gehört, oder auf Anordnung oder auf Kosten des Werkes benützt wird;

b) alle Kraftfahrerunfälle *auf den Fahrten von und zur Arbeit*, wenn die Zeit für diese Fahrten vereinbarungsgemäss bezahlt wird, gleichviel, ob es sich dabei um den Weg von der Wohnung des Angestellten zum Bureau der Unternehmung oder zu einer andern von einem kompetenten Organ der Unternehmung bezeichneten Arbeitsstelle handelt.

Auf Grund dieser Ausführungen sollte es jedem Versicherten möglich sein, festzustellen, ob er bei der SUVA versichert ist, wenn ein Unfall passiert. Eines ist noch zu bemerken, wenn sich ein Versicherter einem betrunkenen Autoführer zum gelegentlichen Mitfahren anvertraut, begibt er sich offensichtlich in Gefahr und muss bei einem Unfall mit einer Ablehnung oder wenigstens mit einer starken Kürzung der Versicherungsleistungen rechnen. Dabei ist zu beachten, dass das Mitfahren mit nur leichtangeheiterten Führern ebenso gefährlich ist, wie mit offensichtlich Betrunknenen. Auch hier gilt der Grundsatz: *Eigene Vorsicht ist der beste Unfallschutz.* bfu.

Literatur

Vor kurzem erschien in England ein Buch, das in der Öffentlichkeit Aufsehen erregte und alle politischen Kreise von links bis rechts beschäftigte. Es handelt sich um das Werk von *Ernst Henri: «Hitler over Russia»*, über das die grosse liberale Zeitung «News Chronicle» schrieb: «Das Buch enthält alle Elemente eines Kriminalromans: seltsame geheime Gesellschaften; Terroristen in Aktion; vom Machttrieb besessene Wahnsinnige; Namen, die in der Geschichte seit Jahrhunderten mit Schmach bedeckt sind.»

Dieses Buch, in dem die Realität wie eine Kriminalaffäre erscheinen könnte, kommt soeben in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: *Feldzug gegen Moskau?* heraus. Henri legitimiert sich in diesem Buch als Volkswirtschaftler, Politiker und Militärschriftsteller ungewöhnlichen Formats. In mitreissender Darstellung enthüllt er die geheimen Ursachen des Wiener Hitlerputsches von Juli 1934, die Rolle Thyssens in dem gigantischen Kampf zwischen Hitler und Mussolini um den Erzberg der «Alpinen Montan» in Steiermark, entschleierte die Hintergründe der Putsche und Putschversuche der letzten Jahre in den südosteuropäischen und Ostseestaaten, die auf Kommando losbrachen und den Kontinent in Unruhe versetzten.

Mit fundiertem Wissen um die Macht der entscheidenden Schichten in den einzelnen Ländern untersucht er die Koalitionsmöglichkeiten der reaktionären Kräfte Europas in einem kommenden Krieg. Er sieht hinter die Paraden, Demonstrationen, Intrigen und Putsche. Er zeigt die Hand, die alle Drähte zieht, — die Hand des deutschen Imperialismus, der sich das Hakenkreuz aufklebte, um die Welt mit einem neuen Etikett zu täuschen. In einer grossartigen Vision — gestützt auf genaueste Kenntnis der strategisch wichtigen Positionen, der Aufmarschstrassen, der Truppenstärke, Bewaffnung und Reserven — zeigt Henri den Ablauf eines Krieges (der kommen kann) und die Niederlage eines faschistischen Blocks, die mit Naturnotwendigkeit folgen müsste.

Das Buch «Feldzug gegen Moskau?» ist in keiner Zeile ein «Zukunftsroman», sondern die scharfsinnige und hellsichtige Analyse der Zustände in Ost- und Mitteleuropa, aus der mit schneidender Logik die Schlüsse gezogen werden.



Der Kampf um das neue Kleid. «... du musst doch gewiss selbst zugeben, dass ich so nicht ausgehen kann!» —

Die Abonnenten des «Aufstieg» sind gemäss besonderen, jedem Abonnenten ausgehändigten Versicherungsbedingungen bei der Allgemeinen Versicherungs-Aktiengesellschaft in Bern gegen körperliche Unfälle versichert.

Unfallmeldungen sind innerhalb 10 Tagen an die Administration des «Aufstieg», Monbijoustrasse 61, in Bern, anzumelden, Todesfälle sofort telegraphisch an die Allgemeine Versicherungs-Aktiengesellschaft, Agentur U Zürich, Gotthardstrasse 21.

Rueff Schnittmuster Nr. 10

3 m Garuco zu Fr. 2.30 p. m.	Fr. 6.90
Schnittmuster	Fr. -50
Zutaten	Fr. -60
fertiges Kleid nur	Fr. 8.-

Einfach fabelhaft, für nur 8 Franken kann man sich aus Garuco das reizendste Kleidchen schneiden. Beim Kauf von 2 1/2 m erhält man das praktische Rueff-Schnittmuster für 50 Rp. statt 1 Fr.

Garuco

lichtecht, kochecht, sanforisiert
(sanforized process)

Bezugsquellennachweis:
Firma Gaston Rueff
Zürich, Löwenstrasse 25
Telephon 72.310 - 72.311

Lugano - Hotel Grütli

Besitzer: F. Studer. Am Fusse der Seilbahn. Einheitspreis: Zimmer Fr. 2.50, mit fliessendem Wasser Fr. 3.—. Frühstück Fr. 1.20. Mittagessen und Abendessen Fr. 1.80 und 2.50. Pension Fr. 7.50 bis 8.—.



wirken durch Blickfang oder sorgfältige Illustration. Die nötigen Klischees schafft

Klischeefabrik Busag, A. G., Bern, Telephon 22.883

Kolakowski Balsam-Salbe

Zu beziehen: In kleinen Töpfen Fr. 2.70
bei In grossen Töpfen Fr. 6.50

Franz v. Kolakowski's Wwe.
Herisau 2 Telephon 52.107

Ausgezeichnet bewährt gegen alle Hautausschläge, Flechten, Ekzem, Milchschorf, Altersbrand, Entzündungen, eiternde Wunden, ganz speziell auch bei Verbrennungen jeder Art sowie bei Frostbeulen, Hämorrhoiden etc.

Erinnerungen. Sie war zur Kur nach Wiesbaden. Als sie wiederkam, fragte der Ehemann. «Hast du auch manchmal an mich gedacht?» Sie lächelte: «Schon am ersten Tag. Am Nebentisch sass ein Mann, der schimpfte schrecklich über das Essen, und dies erinnerte mich sofort an dich!»

Des Zuchthäuslers Frage. Es war im Zuchthaus von Zinkzok. Hoher Landesvaterbesuch war angemeldet. Der Zuchthausdirektor visitierte die Zuchthauszellen. «Morgen kommt der Landesfürst zu Ihnen in die Zelle», sagte er.

Der Zuchthäusler sah verwundert auf: «So? Was hat er denn angestellt?»

Erklärung. «Sie tanzen köstlich, mein Freund.» «Kunststück! Ich bin doch ein alter Danziger.»

Kindlicher Seufzer. Hin und wieder spürt unser kleines Mümmechen die strenge Hand der Eltern. Darauf sagt sie gestern: «Erst wollt ihr Kinder und dann behandelt ihr sie schlecht!»

Faulheit. Kurt war kühn. Kurt warf Kitty eine Kussband zu. Rief Kitty: «Faulpelz!»

Sie kennt ihn. Der Herrenjäger ging zur Jagd. Seine Frau blieb daheim. «Mein Mann hat mir versprochen, heute abend einen Hasen mitzubringen.» «Und glauben Sie, dass er einen Hasen heimbringen wird?» «Nein. Aber einen Affen ganz bestimmt.»

Gute Antwort. Zwei streiten sich. «Ich habe eine viel bessere Kinderstube als Sie!» Der andere sagte sanft: «Wenn dies der Fall wäre, würden Sie es nicht sagen.»

Stimmt. «Rechthaberische Menschen haben oft blaue Augen.» «Stimmt. Meist hinterher.»

Frage. Felicitas hob stolz den Kopf: «Es gibt keinen Menschen, der etwas Schlechtes über mich sagt!» Lamm lächelte: «Haben Sie denn keine guten Freundinnen?»

Musikalisch. «Sind Sie musikalisch?» «Ja, ich pfeife.» «Auf der Flöte?» «Nein, auf meine Schulden.»

Erkenntnis. «Fische müssen rasend schnell wachsen.» «Warum?» «Wenn mein Mann von den Fischen erzählt, die er geangelt hat, wird der Fisch jeden Tag mindestens einen halben Meter länger.»

Volkshaus Burgvogtei Basel

Obere Rebgasse 12—14

Telephon Restaurant 24.470 — Verwaltung 24.419

**Gutgepflegte Küche
Ausgewählte la Weine
Aktienbiere (hell und dunkel)**

Großer Saal für 1500 Personen (neu renoviert). Kleinere Säle für Veranstaltungen, Konzerte, Vereinsanlässe und Theater. Sitzungszimmer für Versammlungen
Höfl. empfiehlt sich die Verwaltung: Walter Wagner

Vereinigte Molkerei Luzern

Telephon 21.372

empfehl ich dem verehrten Publikum

Milch - Butter - Rahm - Käse

*Halt in Biel
denn im Buffet speist man
vorzüglich. BUFFET
S. Widmer
BIEL*

Die Zeitungsannonce

ist anerkanntermaßen die
wirkungsvollste Reklame



Prüfen Sie ihn Sie werden sehen, wie viel Sie sparen können wenn Sie eine gute Marken-Uhr direkt v. La Chaux-de-Fonds beziehen

Jede Uhr ist wunderbar wiedergegeben, in allen Details so genau, daß Sie glauben, sie in ihrer plastischen Natürlichkeit in der Hand zu halten

Unverbindlich erhalten Sie diesen Prachtkatalog gegen Zusendung dieses Inserates an André Maire, Uhrenfabrik MYR, rue du Parc 144 La Chaux-de-Fonds.

Name:

Adresse:

Bis 30 % billiger
direkt ab La Chaux-de-Fonds